

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

Februar 1926

Heft 11

12. 2. 1926

Erstes Sonderheft:
'Die junge Generation'



Stille

Verlag: Georg Stille, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Schmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

4987

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====



Standard

Phoenix

der

deutsche

Tennis-Turnier-Ball

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[479]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

Februar 1926

Nr. 11

Zur Einführung

Von Carl Lange

Mit dem ersten Sonderheft: „Die junge Generation“ beschreiten die Ostdeutschen Monatshefte neue Wege. Hier wird ein Bild unserer Zeit gegeben, das Wollen und Wachsen junger künstlerischer Kräfte, die zum Teil weiten Kreisen noch unbekannt sind. Von der Aufnahme hängt die Ausführung weiterer Pläne in dieser Richtung ab. Die Ostdeutschen Monatshefte, die es in allen sechs Jahrgängen als vornehmste Aufgabe ansehen, verborgenen Talenten fördernd zur Seite zu stehen, beginnen mit einem Sonderheft der deutschen Prosa. Lebende Dichter wie Walter von Molo, Max Halbe, Arno Holz, Hans Franck (8 Bände bei S. Haessel im Druck), deren Gesamtausgaben schon eine bestimmte Stellung im dichterischen Schaffen Deutschlands kennzeichnen, sind häufige Mitarbeiter der Zeitschrift. Dichter der jungen Generation sind mit Beiträgen in den Ostdeutschen Monatsheften oder in dem jährlich erscheinenden Almanach vertreten: Ludwig Bäde, Fritz Walther Bischoff, Hans Friedrich Blunck, Martin Bormann, Kurt Bock, Otto Bräus, Alfred Brust, Wolfgang Federau, Friedrich Griefe, Walther Harich, Manfred Hausmann, Alfred Hein, Fritz Rudnig, Heinrich Lersch, Axel Lübke, Willibald Omanowski, Josef Ponten, Werner Schulz, Manfred Sturmann, Heinz Steguweit, Frank Thieß, Arnold Ullrich, Heinrich Zerkowen u. a. Max Tau sei an dieser Stelle für seine Hilfe bei der Ausführung unserer Pläne zu diesem Heft gedankt.

Im Januarheft, das besonders Käthe Kollwitz gewidmet ist, führt eine ergreifende Erzählung von Margret Heuser „Wilhelminchen“ zur jungen Generation, die in diesem Heft allein zu Wort kommt. Natürlich kann eine so geartete Sonderausgabe über die „Junge Generation“ auf einem verhältnismäßig geringen Raum kein Gesamtbild geben. Es stellt den Versuch dar, einen Weg in noch unbekanntes Land zu weisen.

Göb von Seckendorff

Von Otto Aug. Ehlers

Um biographisch zu beginnen; — denn selten gestaltete jemand den Rhythmus seines Künstlertums so ganz und freudig dem raschen Takte seines Daseins hingegeben wie der junge Maler Göb von Seckendorff. Sieben Jahre, die ihm das Schicksal zur Entfaltung seiner vielgestaltigen Persönlichkeit gewährt hatte, waren ihm wie ein einziger Tag großen, bunten Welterlebens, das er emphatisch grüßte und dankbar bejahte mit allen vielen tausend Blättern seines nachgelassenen Werks.

1889 in Braunschweig geboren, absolviert er ebenso widerwillig wie mühelos das Gymnasium seiner Vaterstadt. Die Vorstation für den künstlerischen Weg des Achtzehnjährigen ist Worpsswede. Von dort hält er Ausschau, wird von Vogeler und Hans am Ende berührt, und von Mackensen vorsichtig beraten. Einige Monate lang arbeitet er emsig auf der Kunstgewerbeschule zu München; Reisen nach Italien, von dem er zunächst wenig empfängt, schließen sich an. Wieder nach München zurückgekehrt, „passierte es den Professoren“, wie er seiner Mutter schreibt*), daß er bei der Aufnahmeprüfung für die Akademie durchfiel. „Jedenfalls will der liebe Gott und mein bekanntes Glück, daß ich von jeder Akademie bewahrt bleibe“, tröstet er sich. Im Bewußtsein vermehrter Selbstverantwortlichkeit mißtraut er allen Ratschlägen für seine weitere Ausbildung. Zufällig liest er in einem Artikel Rainer Maria Rilkes von der eben gegründeten Akademie Ranson in Paris; kurze Zeit darauf ist seine Uebersiedlung bewerkstelligt. Dankbar begeistert stürzt er sich in die neue Arbeit. Zum ersten Male erfährt er die Ekstase des Schaffens; Manet, van Gogh, Cézanne schlagen ihre Feuer um seine Seele und nichts fehlt zu seinem Glück. Bald jedoch beginnt er um sich zu schauen mit der nie zu betörenden Nüchternheit des zur Selbsterfüllung Berufenen. „Ich weiß nicht, ob mich der Gedanke an die Kunst ganz erfüllt“, schreibt er seinem Bruder, „es ist auch zum Teil das Interesse, das neugierige Suchen nach dem Leben. Das Studieren des Menschen und des Menschlichen, das Spielen mit den Neigungen und Antipathien.“ Aus dem ersten Rausche läutert sich die Erkenntnis seiner Lebensverpflichtung: „Man benutze das Leben nur, um aufzugehen wie eine Blume oder ein Feuer aus Papier und Holz. Nur Aufgehen. Alles zur Entfaltung bringen.“ Er treibt Wurzeln in breitere Gebiete seines neuerkannten geistigen Bezirks. Aus der Berührung mit den stärksten

*) Seckendorffs manchmal recht drastische, aber von inbrünstiger Aufrichtigkeit und Erkenntnisleidenschaft erfüllte Briefe an Mutter und Bruder sind mit zahlreichen Reproduktionen seiner Bilder ausgestattet im Verlage Banas & Dette, Hannover, erschienen.

Werken der Dichtkunst, die er mit sicherem Gefühl auswählt, gewinnt seine Eigenheit Bestätigung und schärfere Form. Platon und Hölderlin heben mit verwandter Hand die Schleier von dem ernstesten Mysterium der Gottessohnschaft schöpferischen Künstlertums. „Ich



Hyperion

Höf von Seckendorff

bin jetzt langsam dahintergekommen, wie schrecklich schwer und süß die Arbeit ist“, bekennt er seiner Mutter. Trotzdem wird seinen Fortschritten nicht die rasende Hast genommen, die auch in seinen Werken seltsam charakteristischen Ausdruck findet. Schon nach wenigen Monaten hat er aufgefogen, was Paris ihm zu geben ver-

mag. „Ich glaube“, äußert er sich, „ich halte es nicht mehr lange aus hier in Paris. Wenn ich Rodins Atelier, die Galerie Durand Ruell und Bernheim noch gesehen habe, dann bin ich eigentlich fertig hier.“ Er löst sich von der unbedingten Führerschaft der großen französischen Impressionisten, deren Beeinflussung er sich allerdings nie ganz entzogen hat.

Im zweifellosen Bewußtsein seiner künstlerischen Kraft und Wertigkeit, besessen vom Pathos seines schauhungrigen Wesens, verläßt er Paris. Von Holland sehnt er sich nach dem Süden, England ist ihm nur „sehr sympathisch“, Marokko umfängt ihn mit „Farben, so wunderbar, daß man sich geniert zu malen“, aber wenige Wochen später ist er bereits in Spanien. „Es gibt so wahnsinnig viel zu sehen. Und ich bin jetzt in dem Alter, wo ich aufnehmen muß und auch nichts anderes tue als sehen, was außer mir ist, so entwickle ich, was in mir ist.“ Im Prado zu Madrid erlebt er neue Verzückungen. Tintoretto, Tizian und vor allem Greco erschüttern ihn bis zur Ekstase. „Ich bin so besessen von allen diesen“, schreibt er, „daß ich, wenn ich schlafe, nur davon träume, und, wenn ich wache, nur davon träume.“ Neben eigenen Arbeiten entstehen Kopien nach Greco und Tintoretto in maßloser Hast. Mit kurzen Aufenthalten in Paris, Italien, Griechenland ist die Periode seiner Reisen beendet.

Das Dienstjahr bei den Schwedter Dragonern macht den Freiheitsgewohnten mißmutig und tadelbitter. Doch nützt es wiederum zur Verbreiterung seines Erfolges, indem sich Beziehungen zu Urteilsberufenen knüpfen lassen und seine Arbeitsinbrunst unter der erzwungenen Enthaltung vom Schaffen ins Grenzenlose wächst. „Glaube mir“, schreibt er seiner Mutter, „eine wahrhaft künstlerische Begabung ist nicht nur ein Beruf, eine Beschäftigung, sondern sie ist eine Manie, . . . eine Art Wahnsinn; wie Fett sich nicht in Wasser auflöst, so kann auch Künstlertum, wirkliches, nicht im Leben vergehen. . . Man hat noch nie etwas in der Kunst erreicht, ohne sich nach den Begriffen der Menschen überarbeitet und vergraben zu haben.“ Wieder frei, packt ihn Lebenslust und Schöpfungstaumel von neuem mit unerhörter Gewalt. Auch über den Kreis seiner Freunde hinaus findet er Anerkennung und Bewunderung. Die ersten großen Aufträge kommen und nehmen seine Intensität voll in Anspruch. In kurzer Folge erstehen Wandgemälde größter Ausmaße im Andachtsaal des Wanderburschenheims zu Strausberg und in den Irrenanstalten von Eberswalde und Görden. Pläne über Pläne erwachsen aus den Erfolgen dieser riesigen Werke, eine Kette neuer Aufträge bildet sich, Verlage werden aufmerksam, Ausstellungen sind verabredet: Der Weg zum Ruhm ist frei. — Da kommt der Krieg. Am 24. August 1914 reiten

Dragoner eine schneidige Attacke gegen St. Hilaire. Unter den Opfern englischer Maschinengewehre liegt Götz von Seckendorff.

Sein nachgelassenes Werk ist dieses flammenden Lebens Widerbild und Rechtfertigung. Man glaubt angesichts der in sieben durchrauten Jahren geschaffenen dreihundert Oelbilder und dreitausend Federzeichnungen, Lithographien, die sich in Händen seiner Familie, Freunde und in den Galerien von Berlin, Hamburg und Braunschweig befinden, der Lebensarbeit eines Fertiggewordenen gegenüberzustehen. Doch ist dieses Vermächtnis nur Fragment, nur Verheißung, deren segnende Erfüllung im deutschen Schicksal des großen Krieges unterging. Nur in der Farbgebung der letzten



Sonnenaufgang

Götz von Seckendorff

Werke vermochte Seckendorff schon sich selbst zu gewinnen, seine Form aber konnte und durfte er nicht finden, solange noch das Leben ihn formte. Jede seiner Schöpfungen hat andere Gestalt, jeder gibt er sich neu und mit ganzem Geiste. Irgendwie gewachsen ersteht er wieder aus dem Opfertode für selbst das unscheinbarste seiner Werke, bis ihn ein anderes zur Hingabe zwingt. Im Mutterium solchen Schaffensrausches stammelte er einst hingerissen: „O Gott, es ist religiös zu malen.“ Er wollte Maßloses, unterfing sich, die Welt zu rechtfertigen in ewig neuer Hingabe. Er hat diese höchste menschliche Berufung nie als Martyrium empfunden, sie sog ihm nicht Hirn, Nerven und Blut wie vielen der gleich ihm Auserwählten. Jubelnd schüttete er seine Fülle hin, selig im Glücke stetigen Sterbens, folgender Wiedergeburt. Nicht Skepsis, nicht Probleme haben ihn niederdrückend beschwert, er brach sie mit unbefiegllichem Glauben an seine Kraft und Ueberwertigkeit,

ohne Anmaßung des seine Verantwortlichkeit Uebersteigenden. So ward jedes Werk gleich einer Lobpreisung dieses vollen Lebens, gleich einem hymnischen Gruße aus überfließender Seele.

Das umfassendste Bekenntnis seiner Geistigkeit legte er in der Versuchung nieder. Hedonisch strahlend steht der Versucher, mit hinreißender Gebärde alle Herrlichkeit darbietend. Ihm gegenüber wächst schmal aus strenger Vertikale die eng umgrenzte Gestalt des Gottesohnes, im Wissen um die Welt den zauberischen Lockungen trotzend. Leuchtend wellt sich zu seinen Füßen milde, fruchtgesegnete Landschaft unter wolkenbestürmtem Himmel, dessen schweres Blau wie schirmend dem Versuchten überhängt und sein Gewand erschwimmen läßt. Blau und rosa sind die Dominanten dieses Bildes, wie bei Greco „hingewürfelt in himmlisch lockeren Barock“. Nicht Epigontum spricht daraus, sondern Verwandtschaftlichkeit. Da ist keine Absicht, nichts gewollt und erklügelt zu wirksamstem Ausdruck. Nur leidenschaftliche Aeußerung des verzückt Geschauten. Aus gleichartiger Mentalität stammt der von Hölderlin inspirierte *Hyperion*. Ueberrinnend in verwandte Töne herrscht wiederum das Silberblau wie bei der Mehrzahl der späten Gestaltenbilder. Vor allem fesselt die sieghafte Figur des Jünglings, der mit verheißender Gebärde aus weiter Landschaft in die Enge des Bildes schreitet und hinter dem der Himmel wie rauschend hernieder sinkt. Weniger erlebnishaft tiefstem Wesen verknüpft ist das Wandgemälde *Paradies* zu Eberswalde. Es ist Symbol und Verherrlichung höchsten irdischen Glücks: eine immense holdselige Landschaft und viele Tiere darauf und Adam und Eva, die ganz glücklich sind. Die ersten Menschen versonnen in der Unfaßbarkeit ihres milden Daseins unter friedlich hingelagertem Getier. Jedes Baumes Linie ruht in unantastbarer Erfüllung und dahinter ziehen schmale Wolken von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Wie das Werden einer Welt, mythisch erfüllt bietet sich der Sonnenaufgang dar. Gott gießt sich im Lichte über die Erde aus, sie tränkend mit Leben aus einem Himmel voller wachsendender Wolken. In der strengen Härte des Gewordenen liegt die Friedersdorfer Landschaft. Schwere Schollen bergen die Mühsal ihrer Fruchtbarkeit. Wie ein Fremdling wächst zwecklos einsam hoch die Weide aus dieser langgewellten daseinsernstesten Landschaft unbegrenzter Weite. — Auch die Blumenstücke und Stilleben atmen eigenen, schwebenden Rhythmus. Vor allem das Bild *Tulpen*: In starr geschlossenem Raume leben sie lose zueinandergefügt auf der großen Weiße des Tisches, mit mannigfachen Farben und Gesten in die tote Stille suchend.

Sekendorffs Zeichnungen strohen von bunter Fülle köstlicher Einfälle. Ihre Themen stammen aus allen Aeußerungen, Betrachtungen, Launen anschaulichen und geistigen Lebens. Da ist

lässiges Paris, schwelgendes Italien, nordische Landschaft, griechischer Mythos, Homer, die Bibel, Hölderlin, Akkorde rasch hingeworfener Farben, visionäre Bekenntnisse, artistische Spielereien, freie Phantasien, trohige Auseinandersetzungen. Selten ist etwas zeichnerisch durchgeführt, nichts dient der Komposition schöner Linien, die



Gölg von Siedersdorff

Siedersdorfer Landschaft

Farbe dominiert. Alles schwingt im Leben, reißt Wesentliches hervor, ruht in Spannung und ist geschmückt mit hinreißender Anmut, wie sie nur tiefes, warmes, heiteres Gemüt gestalten kann.

Das verdiente Maß äußerer Anerkennung ist Siedersdorff nicht mehr zuteil geworden. Er selbst hat es so gewollt; es konnte ihm

nichts am Beifall liegen, solange ihn der Rausch des Schaffens bannte. Ihn trug die Gewißheit höchster menschlicher Mission, die nicht nach Urteil, Lob noch Tadel fragen darf. So schrieb er ein Jahr vor seinem Tode seiner Mutter: „Es ist eigentlich nur ein Ding da, das bin ich eben. Ich bin Maler. Ich bin sehr ehrgeizig. Aber das ist nicht das richtige Wort, weil es nicht auf Ehre abgesehen ist. Sieh' ich will Maßloses. . . Ich habe nie verstehen können das Dogma vom Opfertode Christi. Aber ich denke mir etwas Ähnliches: dieses ganze Volk muß sich rechtfertigen durch



Tulpen

Göb von Seckendorff

enormes Leisten. Durch die Taten, die ungeheuer sind, und deren Wert nicht mit Dingen dieser Welt bezahlt werden kann. Ja, so hat Christus die Welt bis zu seiner Zeit gerechtfertigt, daß sie Einen erstehen ließ, der wußte. Er wußte den Wert der Seele und des Glückes, ein Land, das er das Himmelreich nannte. Er hat dieses Land in Worten und Taten gekündet. Ich will es in Bildern. Ich überhebe mich nicht, sondern gehe meinen Weg, und das ist nicht leicht. Ich muß malen. Sieh', nimm alle Deutschen in eine Wagschale, alle die Millionen mit ihren Schätzen, und dann setze mich in die andere Wagschale und nun ist meine Aufgabe, mich schwer zu machen, gewichtiger als diese Menschheit. Der Druck ist groß auf der anderen Seite. So male ich."

Die moderne Glasmalerei

Von Dr. Otto Brattskoven

Unter den angewandten Künsten der Gegenwart nimmt die Glasmalerei schon deshalb eine hervorragende Stellung ein, weil zahlreiche künstlerische Kräfte in ihr, dank der modernen Wiedererweckung und Neubelebung der alten Techniken und Materialbedingungen, ein wesentliches Mittel zur monumentalen Darstellung



Ausschnitt aus einem Fenster
mit der Geburt Christi
in der Heiligen Drei Königskirche in Neuß
Entwurf: J. Thorn-Prikker

fanden. Keine der anderen bildenden Künste, weder die Tafelmalerei noch die verschiedenen Arten des Kunstgewerbes, kommt außerdem dem Streben nach glutvoller Verinnerlichung, nach strenger Form und nach schöner Steigerung des sonst alltäglichen Lebens so unendlich entgegen, ohne der Isolierung mit dem großen Ganzen zu verfallen. Besonders aber die Bemühung, sich mit der künstlerischen Arbeit nicht mehr nur auf das Kunstwerk an sich, sondern auch in immer größerem Umfang auf den natürlich-zweckvollen Zusammenhang einzustellen, kennzeichnet das Streben der jungen Generation, die durchaus total denkt und den Wert ihrer künst-



Fenster im Teeraum des Hauses Gurlitt
Entwurf: César Klein

lerischen Arbeit auch an der entsprechenden Nutzung für die Allgemeinheit mißt. Die Voraussetzung für die Glasmalerei ist dabei die Einlassung in eine Fensterform, also ein zwecklicher Gebrauch, der einmal den Raum nach außen abschließt, zugleich aber die Ver-



St. Franciscus-Fenster
für die Antonius-Kirche in Berlin
Entwurf: H. Schelhasse, Paderborn

bindung mit der äußeren Welt nicht vollkommen unterbricht, sondern durch die Leuchtkraft der Glasfenster eine neue Welt zum Ausdruck bringt, die mit erhebender, durch das Mittel der künstlerischen Idee aufgebrachter und symbolstarker Glut das Dasein eigenartig erhöht.

Ähnliche Voraussetzungen bestanden schon in der Glasmalerei des romanischen und gotischen Stils, die mit ihrer Ausdrucksgewalt

in der Folgezeit nicht mehr ihresgleichen gefunden hat, wie sie auch in Bezug auf künstlerische Auswertung der formalen Bedingungen, auf technische Sicherheit und auf lebendige Einfügung in den mittelalterlichen Baugedanken unübertreffbar vollendet wirkt. Nicht einmal primitive Anfänge sind bekannt, sondern die zeitlich ersten Glasgemälde des Augsburger Domes aus dem 11. Jahrhundert zeigen schon die Vorzüge einer reichen Meisterschaft. Zugleich lassen sich die technischen Mittel erkennen, deren Fabrikation heute noch nicht vollkommen bekannt ist. Die farbigen Gläser wurden durch Bleifassung verbunden und mit einer Schmelzfarbe, dem sogenannten Schwarzlot, überstrichen. Die Zeichnung geschieht durch die Bleilinie, die schattenbildende Schwarzlotmalerei steht ganz im Zeichen einer monumentalen Strenge. Die Scheiben selbst wurden durch das Schwarzlot einheitlich zusammengefaßt, wodurch erst jener Zusammenklang des ganzen Fensters erzielt wurde, der sich in späteren Kirchenfenstern der romanischen und gotischen Dome zu unererschöpflichen Glaswundern steigerte. In der Romanik ist es mehr eine herbe Kühle der Farben, in der Gotik dagegen wächst die Glut der Gläser zu unermesslicher Pracht an. Beide jedoch gehen klar von der rein flächenhaften Darstellung aus, der Charakter des Fensters als Abschluß des Gotteshauses bleibt ebenso sicher gewahrt, wie niemals der Gedanke einer naturalistischen Gestaltungsweise auftritt. Gerade aber hierdurch gewinnt das Fenster seine monumentale Eindringlichkeit, möglich geworden durch eine große Symbolik, die für jeden Betrachter verständlich ist und niemals ihre Welt der nüchternen Wirklichkeit entlehnt.

Erst in der ausgehenden Gotik verliert das Glasfenster an Ausdrucksgewalt und an innerem Gehalt. Jetzt bemüht man sich um immer kompliziertere Arabeskenspiele, das stets reichere Ornament wird ein Zeichen der stärker zutage tretenden Weltlichkeit, wenn auch die aus Handwerk und Technik notwendig sich ergebende Flächigkeit gewahrt bleibt. In der Renaissance schließlich wird auch diese nicht immer beibehalten, das Glasfenster wird mehr als Einzelbild und losgelöst vom Raum aufgefaßt und verliert so allmählich ihre innere Berechtigung und ihre auf ganz bestimmten Voraussetzungen beruhende Lebenskraft. Im 15. und 16. Jahrhundert existiert die Glasmalerei eigentlich nur noch in der Kleinkunst, um gegen Ende des 17. Jahrhunderts gänzlich verloren zu gehen. Allein in der Schweiz blieb diese glasmalerische Kleinkunst bis auf den heutigen Tag bestehen und hat, zumal in den sogenannten Kabinetttschreibern, die vielen Bürgerhäusern zum Schmuckdienten, eine wirkungsvolle Tradition hervorgebracht.

Im 19. Jahrhundert ist es das Verdienst der deutschen und englischen Romantiker, die mittelalterliche Glasmalerei und das

Wesen ihrer künstlerischen Bedeutsamkeit wieder entdeckt zu haben. Ein Schaffen allerdings in Anknüpfung an die mittelalterliche Kunstübung blieb ihnen versagt: ihnen fehlte das eigenschöpferische Vermögen, um unter neuen Voraussetzungen selbständige Leistungen vollbringen zu können. Auch die späteren Bemühungen um eine



Kapellenfenster

Entwurf: Prof. Richard Seewald, Köln

zeitentsprechende Glasmalerei fußten zu sehr auf den Voraussetzungen der üblichen Bildmalerei oder selten guten Ornamentierungen, um künstlerisch überzeugen zu können. Meist übersah man, daß das Glasgemälde weniger eine gewissermaßen ideale Gestaltung des Figurenwerks, als vielmehr eine Befinnung auf ihre Wesenswirkung mittels Flächenhaftigkeit und farblicher Symbolik also auf die formalen Grundlagen verlangte. Einer der

ersten modernen Künstler, der es sich zur Aufgabe machte, seine Glasfenster rein aus der Fläche heraus und ohne Anlehnung an die sonst übliche Bildauffassung zu entwerfen, war Melchior Lechter. Gewiß fehlte ihm die große Erfindungsgabe, aber die Art seiner selbstsicheren Empfindung blieb nicht ohne Nachhall auf eine anschließende Künstlergeneration, die sich, im Gegensatz zur natura-



Fenster in der evangelischen Kirche in Oliva
Entwurf: Fritz A. Pfuhle

listischen und impressionistischen Zerstückelung, wieder zur Monumentalität und zu einer lapidaren Formsprache bekannte. Natürlicherweise konnte jetzt neben der Vorliebe für das Wandgemälde und das Mosaik auch das zunehmende Interesse für die Glasmalerei nicht ausbleiben, zumal die technischen Mittel durch die Anstrengungen einiger Werkstätten umfangreich bereitgelegt waren.

Bald nach der Jahrhundertwende setzte eine lebendige Blüte der glasmalerischen Kunst ein, die auch heute noch in vollem Umfang

besteht. Gewiß sah man in der mittelalterlichen Kunst das große Vorbild, aber die Auffassung und der Formwille blieben durchaus im Rahmen der Gegenwart und reichen, was den Ausdruck anbelangt, von der Sphäre symbolistischer und absolut religiöser Innerlichkeit bis zur Kultiviertheit zarten Farbenspiels und zum vollen Akkord farbenkräftiger Lebenslust. Der Hauptmeister des modernen



Senster in der Halle eines Landhauses in Bremen
Entwurf: Diez Edzard

Glasgemäldes ist der aus Holland stammende J. Thorn-Prikker, der jetzt als Lehrer an der Akademie in Düsseldorf wirkt. Frühzeitig schon begann er mit dem Entwurf für Glasgemälde im Sinne des Symbolismus, und seitdem hat er es mit künstlerischer Eigenwilligkeit verstanden, im glasmalerischen Werk seine tiefinnerliche, religiös-mystische und eigenartig visionäre Anschauung zum Ausdruck zu bringen. Seine umfangreichen Schöpfungen kirchlicher und profaner Natur entspringen immer einer formal strengen Geistigkeit,

die sich ebenso in der reinen Abstraktion wie in der figürlichen Ausprägung zu behaupten weiß. Seine Darstellungsweise ist dabei höchst selbständig, einzigartig in ihrer tiefschürfenden Stilbildung und gesättigt von farbigen Klängen, die niemals einem raffinierten Können Raum geben, sondern stets die sichere Umformung innerlichster Gedanken sind.

Im Werk Thorn=Prikkers läßt sich schon heute eine gewisse Entwicklung feststellen, die in der Farbenwirkung von voller Glut zu kühlerer, geistig ungemein konzentrierter Anschauung übergeht. Seine Glasbildkunst kann so auch als spezifischer Maßstab für die vielen anderen Künstler angesehen werden, die sich nur gelegentlich mit Entwürfen für ein Glasfenster befaßt haben, um auch ihrerseits, mit geringen Ausnahmen, der besonderen Aufgabe gerecht zu werden und sie mit persönlicher Note zu durchsetzen. Von den älteren Künstlern sind es vornehmlich Adolf Hölzel und Fritz A. Pfuhle, dessen Kompositionen für die Kirche in Oliva zwar mit ihrer etwas harten Durchbildung nicht vollkommen befriedigen können, aber einer gewissen Größe der Auffassung nicht entbehren. Unter den Jüngeren ist es besonders Max Pechstein, der wohl nicht immer der Gefahr allzu virtuoser Behandlung entgangen ist, jedoch mit dem Rüstwerk seiner farblichen Fülle stets zwingend das Motiv meisterte und auch bei Zurückhaltung in der Farbe das Fenster großzügig zu gestalten wußte. Fast idyllisch zeigt sich die Wesensart von Richard Seewald, der gerade aus seiner Simplität Glasgemälde zu schaffen vermochte, die ohne großen Anspruch glückliche Arbeiten voll schöner Farbstimmung und sinnvoller Motivanordnung sind. Die Namen einiger mit Erfolg im Glasgemälde tätigen Künstler, wie Harold Bengen, Olle Hjorhberg, Roland Holst, Wolf Köhricht, Carl Schmitt-Rottluff und Max Unold runden das Gesamtbild übersichtlich ab und zeigen zugleich eine natürliche Entwicklung in die Breite, wodurch sich selbst bei kleinen und fast ausschließlich für sakrale Arbeiten in Anspruch genommenen Talenten wie Felix Baumhauer und Heinrich Schellhase eine anerkennenswerte Form-sicherheit und Gediegenheit des Künstlerischen bemerkbar macht, die auf rein kirchlichem Gebiet bislang selten zu finden war.

Inmitten einer solchen Hinneigung zur Glasbildkunst konnte es nicht ausbleiben, daß auch umfangreich das neugefundene Material als Schmuckwerk herangezogen wurde. Hier ist es vorzüglich der ausgesprochen dekorativ begabte César Klein, der, zumal in seinen frühen Werken, reiche Ornamentierungen mit lyrisch beseelten Farbigkeiten, einfache Motive mit stiller Glut zu verbinden weiß. Neben ihm ist noch Franz Muzenbecher anzumerken, der in der Ländlerbank zu Berlin gute Fensterkompositionen zur Ausführung gebracht hat. Selbstverständlich zeigt sich auch auf diesem mehr der

Dekoration zugewandten Gebiet ein wohlthätiger, die handwerkliche Arbeit unablässig hebender Einfluß, wie andererseits auch Thorn-Prikker und die übrigen genannten schöpferischen Kräfte nicht ohne Nachfolge geblieben sind. Ohne Frage ist der noch junge Diez Edzard eins der vielversprechendsten unter den neuen Talenten. Wenn auch sein zuletzt geschaffenes „Friedrich-Bayer-Fenster“ als verhältnismäßig unsichere, mehr verwirrende als innerlich packende Lösung anzusprechen ist, in einigen anderen Fenstern überwand er die in ihm ruhende Weichheit und wußte seinem Werk einen Ausdruck zu verleihen, der gleicherweise von herber Besinnlichkeit und stiller Einfühlung in die Transparenz der Farbe bestimmt wird. In seinen Arbeiten ist die glasmalerische Entwicklung der Gegenwart schon ein Stück weitergegangen, wie auch mit neuen Aufgaben wieder neue Lösungen gefunden werden. Wichtig in jedem Fall wird somit vor allen bisherigen modernen Glasgemälden die Erkenntnis, daß die künstlerische Bemühung sicher in die technische Einsicht einmündet. So aber ist nur eine wirkliche Tradition möglich, die der großen Leistung erst den notwendigen Rahmen und den kleineren Werken Gehalt und selbstverständliche Bedeutung verleiht.

Die Abbildungen für diesen Aufsatz wurden in dankenswerter Weise von den Werkstätten Puhl & Wagner, Heinersdorff in Berlin-Treptow zur Verfügung gestellt.

Fahrt in den Sommer

Von Walthar G. Dschilewski

Der schrille Ruf der Fabrikpfeife knallte über die Stadt.

Es war fünf Uhr, als das Tor der großen Metallwarenfabrik aufsprang und einige Minuten später ein dunkler Menschenhaufe in das rinnende Licht des Tages kroch.

Heiß und ölig gor die Sonne auf dem Asphalt, die Luft stand dick in den Straßen, ein Geruch von Sommer, Stachelbeeren und Waldblaub legte sich in den schmalen Nachmittag und schmeckte wie süßes Gras.

Gorgias stand trunken an eine Wassertonne gelehnt und blinzelte über die dünnen Schrebergärten hinweg verträumt in die Sonne. Die Brust hatte er frei gemacht, und als das Blut wieder in den Adern zu schwärmen begann, das Fleisch zitterte und der brodelnde Dampf der Sonne durch die Finger rann, wußte er mit einemmal, daß er in den Sommer fahren würde.

Denn was war das Leben anderes als der Kampf in einer Röhre? Morgens wurde man hineingestoßen und abends war man ein Klumpen Fleisch und Blut. Auch der Sonntag, den Allzuruhige den siebenten Tag, den Tag der Feier und des Festes nannten, war nur ein Wurm.

Der Ruß saß noch in der Kehle, das Brot säuerte, und ein Gestank von Rinderwäsche und Hinterhäusern fraß im Munde.

Selt Hannes, sein Kamerad und Sauftumpan, wieder ins Oesterreichische geflohen war, war es Gorgias, als stünde um das dürstende Herz nur Rauch und ranziges Del – wie eine Wand. Welt und Licht, wie sehnte er sich wieder danach! Wind schnupfern und den Schädel ins Gras werfen, auf Bäumen leben, den Wald riechen und sich vom Regen peitschen lassen, bis die Haut plakt: das war doch etwas!

In diesen Gedanken hing schon der Abend; die Sonne knisterte auf dem Pflaster als verbrannte man dürres Holz, ein roter Wein lief durch die Straßen, die ganze Stadt hob sich wie eine Fackel gegen den fleischenen Sommerhimmel.

War es da wunderbar, wenn eine ungeheure Sehnsucht durch Gorgias floss und ihn laufen machte? Zu Hause angekommen, goß er Wasser über seinen Leib, warf einige Bücher und etwas frische Wäsche in den Kasten und verließ die Stadt, lief ins Land, in den Sommer hinein.

In der Nacht schlief er in einer Waldrinde, vom Mond in einen silbernen Mantel gelegt, von Träumen beschwert.

*

Der Morgen war hell und warf das Licht durch die schlaftrunkenen Täler; tausend strahlige Finger zuckten über die Höhen und knatterten: der Tag hing wie eine Leuchtkugel über der Erde.

Gorgias lief, und das Blut in den Ädern blühte, und in seinem Fleisch wuchs wunderliches Moos. Ganz seltsam war er anzuschauen, ein Waldmann, ein Sohn des grünen Landes. Die Sonne kroch über sein Gesicht und hinterließ rote feurige Flecke. Ueber den Feldern lag die Süße des reisenden Kornes, ein heißer Wind quirlte aus den Wellen und hob den Aehrenduft in den grünumlaubten Himmel hinein. Man roch schon Mehl.

Der Regen lag in den Bergen – Gewitter. Es war Brand in diesem Tag. Die Dörfer zitterten, die Erde zitterte, die heiße Luft sprang wie Glas in der Sonne.

Wo war aber die Erde schöner als hier draußen? Wo ist man dem Durst der Sinne näher als an einem solchen Sommertag? Man muß ein Mensch sein, sagte sich Gorgias, als er an die Fabriken dachte . . . Man muß riechen können und ein Herz haben und viel Saft in den Ädern. Es genügt nicht, die Landschaft nur zu lieben.

Näher!

Ins Laub greifen und schmecken, der Geruch süßt das Fleisch der Erde. Haut auf den Steinen, horch, der Himmel wächst. Den Schädel ins Gras werfen, Wind liegt über dir.

*

Die Wälder hingen wie schwarze Brombeeren an den Ruppen, als es Abend wurde. Verworren glühten die Vögel, und der Schaum, den die Sonne in die grünen Kelche warf, wurde braun und metallisch und spritzte wie Schrotkugeln in das Holz.

Gesättigt vom Duft der Welt, gefüllt mit dem Rauschen des Windes, der in den Feldern und Gräben liegt, zitterndes Gras, Moos und Sand in den Händen, stark im Glauben, daß die Erde uns trägt wie ihre Kinder und den züchtigt, der sie vergift, so fuhr Gorgias wieder heim.

Die Sterne stachen wie Speere in den Himmel. Die Nacht setzte wieder das Segel.

Der Weg^{*)}

Von Paulfriedrich Juels

Wer kennt den Weg, der aus dem behäbigen dithmarsischen Dorf ostwärts an die Eider heran und jenseits des blauen Flusses erst durch Wiesenland, dann durch braune Heide in vier bis fünf Stunden über den holsteinischen Rücken nach Rendsburg führt? Er ist zwei Wagen breit und nicht mehr. Aber was will das sagen? Ist er nicht hoher Ehren wert? Bringt er nicht sommers täglich einhundert und mehr Wagen nach Westen und Osten durch das Land? Haben sich nicht vor Jahrhunderten schon die Heerschaaren von Königen und Fürsten über ihn hingewälzt, mitten hinein in das Land der freien Bauern? —

Wer kennt den Weg heute? Drei Wochen hat es geregnet; gegossen hat es aus den Wolken wie mit Mulden, drei lange Wochen, und nicht einen Tag war es trocken!

Erschreckt ziehen sich die Haselkätzchen zusammen, die in den Knicken beiderseits des Weges wie vieltausend kleine, kurze Schwänzchen in die diesige Luft starren. Zitternd ducken sich auf den Wällen die Ellern, deren bläuliche Knospen auf schwächtigen Stielen von Tag zu Tag den Himmel absuchen und den weckenden Kuß der Frühjahrssonne erwarten. Aber die Eichen stehen mit sperrigen Kronen, vornehmen Herren gleich, zwischen ihren geringen Vettern und recken die stolzen Wipfel zur Höhe, als wollten sie sprechen: Gott bewahre uns vor dem Schmutz dieses Weges!

Wer kennt den Weg heute? Nicht eine Maus kann hinüberlaufen; sie würde kleben an dem zähen, gelben Lehm und elend verrecken. Kein Fuhrwerk getraue sich auf den grundlosen Schlamm! Hundert Polypenarme greifen in seine Speichen, saugen an den Felgen, lecken mit schlickigen Zungen zu den Achsen hinauf. Hüte dich, Fremdling, der du den Weg nicht kennst! Der feste Pfad zu seiten der Straße, den sie den Schulsteig nennen, hilft dir nicht, obgleich nur ein schmaler Graben ihn von dem Fahrdramm trennt, zwei Fuß breit, doppelt so tief und voll Wasser bis an den Rand. Bleib weg vom Schulsteig mit deinem Gespann! Laß dein Pferd im Schlamm waten und prusten. Die Wotorper Bauern haben den Steig gebaut und brüchen jeden mit einem Silbergroßchen, der Rad oder Roß auf dem Schulsteig laufen läßt. Und die Wotorper Bauern haben ein scharfes Auge!

Und das Auge der Wotorper Bauern ist Johann Thebens, der Wirt im Dorfkrug, dem vom Ort tausend Schritt weit alle der

^{*)} Es handelt sich hier um das erste Kapitel eines umfangreichen Romans („Klaas Andrees“), der voraussichtlich im Laufe dieses Jahres im Friedrich-Litke-Verlag, Erie., erscheint.

Eiderstraße anliegenden Koppeln zugehören; Johann Thedens ist der spärende Wacher und Wächter des Schulsteigs, denn ein Silbergroschen ist ein fein Ding, und ihrer zwölf geben einen guten Taler! Sein Haus ist das letzte des Dorfes, und er hält tagens den Weg in den Augen, der um seine Wirtsstube ein Knie macht und dann geradeaus zwischen den Knicken dahingeht.

Johann Thedens ist der reichste Mann eine Meile rundum; die Leute nennen sein Haus den Goldkrug.

Wer wagt es, am Goldkrug vorbeizufahren mit seinem Gespann, als wohnte da irgendein Hans oder ein Jakob und nicht Johann Thedens, der die großen Bierfässer eigenhändig von den Wagen herunterhebt und ins Haus schleppt, fünf Stufen hian? Der in der vergangenen Neujahrsnacht drei junge Burschen samt Mantel und Stock zum Fenster hinaus in den weißen Schnee warf, weil sie den Alten lästig waren und mit ihrem trunkenen Geschrei die Gäste zu verjagen drohten! Der im Winter den Bossel über die hartgefrorene Erde sausen und springen läßt, wie nur je ein Boßler im dithmarsischen Land! Das ist Johann Thedens, der Wirt im Goldkrug. Alle Wotorper sind stolz auf ihn; er aber ist der stolzeste!

*

Es regnet und will nicht aufhören. Der Regen klatscht gegen die Mauern und wäscht sie, wie nur eine Hausfrau zu Pfingsten das Haus reinigen kann. Ohne Unterlaß prasseln die schweren Tropfen gegen die Scheiben. Der Wind fährt mit langen Armen in den Schornstein, rüttelt an den Rauchklappen, faucht in das Kaminfeuer, schüttelt wie ein ungezogener Bursche die Dachpfannen, daß sie klappern und klirren, und wie nur Niet- und Nagelfestes ihm in den Weg kommt, rennt er verärgert zum Nachbarhaus und treibt es da ebenso.

Das ist kein Wetter heute, die Nase ins Freie zu stecken. Johann Thedens bleibt in seinem Gastzimmer allein. Es ist Vormittagszeit; die Bauern lassen sich ihre Krugstunde nicht vorschreiben, auch von Johann Thedens nicht, der sie gern zweimal des Tages in seinem Hause sähe. Nichts zu verdienen heute.

Johann sitzt am Fenster, die kurze Jägerpfeife zwischen den Zähnen, und trommelt mit den Fingern an den Scheiben. Und von draußen peitscht der Windjunge die Glasse gegenan. Der Wirt betrachtet ärgerlich den Weg. Nun aber beugt er sich ein wenig vornüber, zieht die wulstigen Augenbrauen in die Höhe, vergißt das Trommeln, nimmt die Pfeife aus dem Munde, beißt sich auf die Unterlippe, fährt mit hakigen Fingern einmal durch den breiten roten Vollbart und späht die Landstraße entlang. Was war das? — Was glitt da mit breiten, ruhigen Flügeln über die Wälle? Das war . . . das . . . muß der Fischadler gewesen sein! Hart an dem

Wege, hinter dem hohen Knick, liegen die Karpfenteiche. — Den muß er haben!

Der Rothbart hängt die Pflanze an den Türpfosten, verschwindet nach der großen Diele, kehrt sogleich langgestieft zurück, langt sich aus der Ecke hinter dem Schenkeltisch die Büchse vom Haken und geht auf den Hof hinaus.

So hat noch keiner den starken Mann neben dem Schulsteig an der anderen Seite des Knicks entlang schleichen sehen. Eine Amsel flieht mit klingendem Schreckruf vor ihm durch die Büsche. Der schleichende Jäger verbeißt einen Fluch und duckt sich tiefer. Nun geben zwei Hecken, die sich am Weg schräg gegenüberliegen, den Blick nach den Teichen frei. Mit ängstlicher Vorsicht schiebt er den Kopf hinter dem Erdwall hervor und sucht über die graue Teichfläche hinweg an der Böschung nach irgendeinem hervorragenden Stumpf. Und da, auf dem Scheuerpfahl, den zur Sommerzeit das Vieh benutzte, wenn die Mieten und Tausende von Stechmücken und Fliegen es peinigen und die Sonne über dem braunen Grase brüht, auf dem Scheuerpfahl sitzt, wie aus Stein gemalt, unbeweglich, der Räuber, und seine weiße Brust leuchtet wie ein fernes Schieferdach, das den letzten Strahl der Abendsonne wie glühendes Gold zurückwirft. Aber bis dahin sind es hundert Schritt und mehr; zu unsicher ist der Schuß. Johann muß durch den Wall, über die Straße, durch den grundlosen Schlamm. Der Räuber darf nicht davon kommen!

Wie ein Marder kriecht der Wirt mit angepreßtem Leib durch den Knick, windet sich, jedes Geräusch vermeidend, zwischen den armdicken Ellernbüschen hindurch und gleitet jenseits herab auf den festen Steig. Nun ist er außer Sicht; aber er hockt nieder wie ein Bube, der beim Aepfelstehlen ertappt zu werden fürchtet. Seine Kleider sind wringnaß; an den Ellbogen und Knien geht ihm die Nässe bis auf die Haut. Er tritt über den Graben. Tief hinein in den Schlamm sinkt der schwere Körper. Glückselig lutscht das rote Lehmwasser an den tranigen Stiefelschäften. Mit aller Kraft hebt er das rückwärtige Bein aus dem Schlamm und setzt es voran. Was schert ihn Zeug und Stiefel, wenn er den Adler mit nach Hause bringt! In den Truhen daheim liegt warmes Wollzeug. Wenn nur die Büchse nicht verschmutzt, das Pulver nicht feucht wird! Alles andere gilt ihm jetzt gleichwenig. Fünf lange, schwere, mühsame Schritte: da steht er am andern Wall. Er redet den Kopf, schiebt sich gegen das klitschige, überjährige Kraut, hebt tastend einen quergelegten Eichenknüppel beiseite und . . . da blizt die weiße Brust in dem braunen Feld, und unbeweglich starrt der Räuber ins Wasser, auf welches nimmermüde der Regen her-

niederrauscht. Der Schleicher schmiegt sich eng an den Boden, bringt die Büchse nach vorn, läßt, wischt mit der Hand den Lauf und fährt mit dem Finger über die Mündung. Dann geht er in Anschlag.

Schallt da nicht hartes Pferdegetrappel von der holprigen Dorfstraße her? Johann wendet den Kopf. Ein Reiter biegt beim Wirtshaus um die Ecke in scharfem Trab, erkennt mit einem Blick des Weges grundlose Tiefe und wendet sogleich sein Roß auf den verbotenen Steig.

„Satan!“ entfährt es dem Jäger. Mit schwerem Flügelschlage schwingt sich der Adler vom Pfahl, hebt sich in die Luft und verschwindet hinter den hohen Eschen, die das Ellernbruch umstehen.

Der dicke Schweiß steht Johann an der Stirn. Ehe er sich aus dem Gewirr der Äste und Zweige losgemacht hat, ist der Fremde hinter seinem Rücken vorbei. Der Wirt springt auf den Weg und steht fußtief im Schlamm. „Vom Steig herunter, du Aas!“ schallt es dem Reiter nach. Aber der wütende Schrei erreicht sein Ohr nicht. Der um den Preis Betrogene ergreift die Büchse und knallt hinter dem Davontrabenden zielloos in die Luft. Der dreht den Kopf. Mag eine verirrte Kugel dem Pferd an den Ohren vorbeigesaußt sein, mag es der plötzliche, nahe Knall erschreckt oder ein vom Reiter ungewollter Schenkeldruck beirrt haben: es tritt mit einem Fuß zu nahe an den Grabenrand, wird unruhig, gleitet, und, unter dem Gewicht seines Herrn, der kaum den Kopf zurückgewandt hat, gerät es mit allen Vieren in den Graben hinein. Im selben Augenblick ist der Fremde aus dem Sattel und steht neben seinem Tier auf dem Schulsteig, den Zaum in der Hand. Das Pferd wirft den Kopf, spannt den Rücken und ist unfähig, sich aus dem Grabenmorast zu befreien, über welchem das gelbe Lehmwasser gurgelt.

Erkünsteltes Hohnlachen trägt der Wind davon. —

Was tut der Reiter . . . ?

Er beugt sich über den Fuchs, wickelt die dicken Strähnen der roten Mähne um die rechte Hand, ergreift mit der linken den Schweiß und . . . Johann beugt den Leib vor, sein Mund ist halb geöffnet, ihm schlottert der Kiefer, sein Antlitz wird weiß wie die gekalkte Wand, denn nun . . . zerrt . . . zieht . . . hebt der Fremde mit gewaltiger Kraft den Gaul aus dem Graben heraus, auf den festen Weg, klopft seinem Tiere Hals und Weichen, schwingt sich hinauf und . . . trabt davon!

Der Wirt steht da, mit aufgerissenen Augen, mit verzerrtem Gesicht, zwei tiefe Falten laufen ihm von den geblähten Nasenflügeln um die Mundwinkel. Die Mütze sitzt ihm schief auf dem Hinterhaupt. Das war . . . War das nicht . . . ? Der Atem geht

kurz und stoßweise, das Auge irrt wie im Traum, von einer unerhörten Erscheinung geblendet; die Knie zittern.

An der fernen Wegebiegung verschwinden Reiter und Roß. Johann Thedens wendet sich zum Gehen, gewinnt watend den Fußsteig und kehrt in tiefem Sinnen, kaum seiner selbst bewußt, nach dem Krüge zurück.

Auf der Diele kommt ihm die Hausfrau in die Quere.

„Johann, wie siehst du aus, wo bist du gewesen?“ — Er knurrt etwas in den Bart, das sie nicht versteht. „Kommst du durch das Eichenredder? Eben ritt einer auf dem Schulsteig nach der Fähr, hast du ihn nicht gesehen?“ —

Er hört nicht; er wankt in die Küche und versucht aus den Langschäftigen herauszukommen. Die Frau hinter ihm her.

„Was hast du, Johann? Du bist so blaß . . .?“ —

„Den Stiefel hab ich überwatet, mich friert, setz' eine Tasse Flieder ans Feuer und . . .“ — Wie sie ihm aus den Kleidern hilft, tritt der einzige Sohn in die Thür, ein neunjähriger Blondkopf, die Freude der Eltern. „Seht mal“, sagt er und zeigt ein Hufeisen, „was ich gefunden hab'! Klaas Andrees sein Pferd hat vor unserm Haus ein Eisen verloren; er ist auf dem Fußsteig weitergeritten, ich hab' es gesehen!“

Der Vater sieht ihn mit großen glasigen Augen an.

„Laß Vater in Ruh', Hartwig.“ —

Sie führt ihren Mann in die Schlafkammer, geht wieder in die Küche und sagt zu der Großmutter, die am Herde sitzt und Kartoffeln schält: „Wenn Johann man nicht krank wird; er ist durch und durch naß.“ —

Der Zwilling

Nun ist die Nacht beständig,
bin bei mir selbst allein.
Die Wege ganz inwendig
laufen ins Leere ein.

Und bin doch bei einem zu Gaste
und bin noch nicht zu End',
und fühle, da ich raste,
daß er mein Antlitz kennt.

Und frag, bist du mein Bruder?
Und frag ihn wie Kind,
bist du des Schicksals Ruder
ober im Segel der Wind?

Oder bin ich das Warten
und du der Blütenstaub?
Bin ich der träge Garten?
Und du der Gärtner im Laub?

Ach, Zwilling, der du im Schlafen
aus mir, ein Fremder, weißt,
sag mir, aus welchem Hafen
du treibend mein Schicksal teilst?

Sag, bist du meiner Schwelle
zur Nacht fern oder nah?
Wer bist du, Traumgefelle?
Sprich, ich bin da!

Hans Friedrich Blund

Zur Erneuerung der Idyllendichtung

Von Dr. Robert Petsch

Das Wort „Idyll“ hat in unserer Zeit keinen guten Klang: es haftet ihm von vergangenen Zeiten her ein übler Beigeschmack an von spielerischer Niedlichkeit, von unmännlicher Weltflucht in irgendeinen verträumten Winkel, von verlogener Ablehnung der marternenden Probleme des Lebens, von behaglicher Selbstsucht inmitten einer Welt der aufreibendsten Kämpfe. Schiller hat bereits in seiner Schrift „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ diese falsche Idylle, ein Lieblingskind der „empfindsamen“ Epoche, unerbittlich gerichtet, und ihr sein Ideal einer „völlig sentimentalischen Idylle“, einer Vorwegnahme der Verwirklichung des Ideals in der menschlichen Phantasie, gegenübergestellt.

Er hat seinen Plan einer heroischen mythischen Idylle, der Vermählung des Herkules und der Hebe im Elysium, niemals durchführen können, aber er hat uns Besseres gegeben: die dramatische Gestaltung des idyllischen Gedankens in seinem „Wilhelm Tell“, der das Durchbringen eines naiven Volkes durch Drang und Not zur vollbewußten Auffassung seiner idealen Lebensrichtung darstellt.

In diesem Sinne ist uns, nur in ganz anderen Formen, eine Idylle heute vielleicht nötiger als je. Wenn unsere Zeit nicht ganz und gar von dem Gedanken durchdrungen wird, daß jeder einzelne von Hause aus dazu angelegt und berufen ist, bei stärkster Zusammenraffung seiner wertvollsten persönlichen Energien unmittelbar von seinem Tagewerk aus zum Höchsten vorzudringen, daß auch der „kleine Mann“, wenn er innerlich ein reiner, ein ungebrochener, ein Mensch von „gutem Willen“ ist, sich unmittelbar verwesentlichen kann, so ist unsere Hoffnung, aus dem gegenwärtigen Wirrwarr herauszukommen, sehr gering. Gerade hier können die „Prominenten“, wie man heute so gern sagt, nicht vorangehen. Sie können ökonomische Werte schaffen und Kräfte organisieren, sie können der Wissenschaft neue Probleme stellen und ihre Methoden verfeinern, und ihre Kraft kann durch die noch so wohlgemeinte Zusammenarbeit der Mittelmäßigen nie und nirgend ersetzt oder gar überflüssig gemacht werden. Aber die Wiederherstellung des Volksganzen und der Menschheit hängt von anderen Dingen ab. Die Gesundung der Seele durch stille Sammlung, die entschlossene Einstellung auf das Wesentliche, das Hinhörchen auf die göttlichen Stimmen in der eigenen Brust und in der ganzen Umwelt, das alles ist ein hoher Beruf und zugleich ein unsagbares Glück, auf das jene hervorragendsten Führergestalten nicht selten um ihres Werkes willen verzichten müssen. Jene heilige Vertiefung läßt sich auch

nicht lehren und selbst die Religion kann wohl das Ziel aufzeigen, aber schwer die einzelnen Fälle in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit, ihrer Verflochtenheit und Fragwürdigkeit überblicken; das Leben ist reicher als daß irgendeine noch so sorgfältige „Kasistik“ sie einfangen könnte. Hier beginnt wieder die ungeheure Kulturaufgabe der zeitgenössischen Dichtung, deren beste Vertreter freilich dem Ganzen am stärksten dienen, wo sie sich dessen vielleicht am wenigsten bewußt sind: wo sie die großen Fragen des Lebens aus innerem Zwange zu ihren eigenen machen und sie in reichen, individuell bestimmten und doch tief-symbolisch bedeutsamen Bildern von sich ablösen. Es ist kein Zufall, daß sich in unserer Zeit Idyllendichter wieder hervorwagen, die aus dem Engsten ins Weite oder in die Tiefe streben; nur sind sie aus anderem Holz geschnitten als im 18. Jahrhundert. Gerade in der Erzählkunst verrät sich mehr und mehr die Neigung, unter „primitiven“ Verhältnissen, in unmittelbarer Nähe mit der Mutter Natur, im Umgang mit Tieren und innerhalb gesellschaftlicher Bindungen von hoher Ursprünglichkeit das Göttliche durchschlagen zu lassen: und nicht bloß dieser Umgebung zum Trotz in einer einzelnen, begnadeten Seele, sondern gerade in einer noch verhältnismäßig unebrochenen Lebensgemeinschaft, worin der einzelne sich frei nach seiner Art entfalten und seiner Sehnsucht in weite Fernen folgen kann, auf die auch seine Umwelt ihn täglich hinweist.

Ich verweise nur, um ein Beispiel für viele zu geben, auf den mecklenburgischen Dichter Friedrich Griesse, der in seinem neuen Roman „Alte Glocken“ *) erdverwurzelte Menschen darstellt, die gleichsam noch mit einem Teil ihres ganzen Wesens in dem mütterlichen Boden stecken und sich in der großen Welt nicht leicht zurechtfinden. Von der Welt aus gesehen: ein weltabgeschiedenes „Idyll“, eine bäuerliche Gemeinde in ihrer stillen Abgeschlossenheit, zu der der Erlöser kommt, der ihre im Kriege versenkte Glocke aus dem Kolk wieder aufsteigen läßt. Aber diese Idylle ist in sich aufs tiefste bewegt und erregt, nur nicht durch äußere Stürme und Gefährdungen, sondern durch das tiefe Sehnen der Seele nach Frieden und nach dem sicheren Wohnen im Göttlichen.

Uns Deutsche wird es nun immer wieder in die uns so nahe verwandten und doch wieder von uns entfernten nordischen Länder, vor allem an skandinavische Meeresküsten ziehen, wo sich gerade unsere germanische Art seit alter Zeit noch vielfach rein und unebrochen erhalten hat: diese eigentümliche Mischung von treuer Hingabe an die Wirklichkeit, von stahlhartem Lebensblick auf der einen und träumender Versunkenheit, sehnsüchtiger Verinner-

*) Friedrich Griesse, Verlag, Eriker, 1925.

lichung auf der anderen Seite. Wir begrüßen ein Buch wie Carl Schöyens mit der Feder des Meisters geschriebene und bei aller wissenschaftlichen Genauigkeit und Objektivität ungewollt ins Dichterische übergreifende Schilderung des „Lofoten“, die uns soeben in trefflicher Uebersetzung durch Sandmeier vorgelegt wurde*). Da treten uns, in der vollen Gegenwart erfasst, beobachtet und „gestaltet“, echte Wikingergestalten und Menschen gegenüber, die mit der ganzen umgebenden Natur, mit dem Meere und seinen Bewohnern, mit den Bergschroffen ihres Landes und mit seinem Himmel in der innigsten Gemeinschaft leben: Menschen, die es wagen, den Adler lebendig zu fangen und dem Haisfisch zu Leibe zu gehen und die auf ihren Jägerfahrten eine Romantik im höchsten Sinne, eine Steigerung ihrer persönlichen Kräfte und eine Verinnerlichung ihres Verhältnisses zur Natur erleben, von denen unsere „Zivilisation“ kaum etwas ahnt: eine belebte, bewegte, auch krampfhaft bewegte Idylle, die doch jeden Augenblick die Möglichkeit ruhiger Sammlung gewährt, wie sie die reine Beschreibung freilich nicht auffangen und wiedergeben kann.

Hier aber setzt nun die voll-dichterische Deutung solcher Lebensformen ein; wir freuen uns, endlich einen nordischen Erzähler von hohen Qualitäten, der bisher bei uns wenig bekannt war, Gabriel Scott, in deutscher Uebersetzung zu genießen; und zwar in einer ausgezeichnet lesbaren, von tiefer innerer Gemeinschaft mit dem Dichter und mit seinen Menschen zeugender Uebersetzung, die von keinem Geringeren herrührt, als von Professor Adolf Miethe, dem Berliner Photochemiker, der sich bereits durch manches Reise-
werk bekannt gemacht hat und dessen Name heute, dank einer epochemachenden Entdeckung, in aller Munde ist. Daß ein hervorragender Vertreter der technischen Wissenschaften heute bei uns Innerlichkeit genug besitzt, um ein Dichterwerk so poetisch zu übersetzen, soll doch eigens hervorgehoben werden. Aber stärker als der Uebersetzer, zieht uns ja das Werk an, dieser „Brief vom Fischer Markus**).

Ja, das ist wirklich ein „Brief“, ein Sendschreiben an unsere aufgeregte, nach Erfolg jeder Art haschende und dabei jeder Innerlichkeit und jedes reinen Glückes bare Zeit; ein Brief, der aus einer anderen Welt zu kommen scheint, obwohl er von nichts berichtet als von ganz alltäglichen Erfahrungen eines ganz kleinen Mannes. Es ist ein armer norwegischer Fischer, ein ganz schlichter, im Leben unbehilflicher Kerl, den der reiche Kristen, der beim Missionsfest hundert Kronen spenden kann, über die Achsel ansieht, und

*) Schöyens, Der Lofot (übersetzt von Sandmeier). Eugen Diederichs, Jena, 1925.

**) Gabriel Scott, „Die Quelle des Glücks“ oder „Der Brief vom Fischer Markus“. Uebersetzung aus dem Norwegischen von A. Miethe. Friedrich Vieweg, Verlag, Frier, 1925.

dem der verlotterte Schuster nicht mal einen Stuhl anbietet. Er ist von all den klugen Leuten im Orte verachtet mit seinem Häuslein, das er sich da auf freier Höhe erbaut hat, aber er ist ein Meister seines Berufs, ein echter Fischer. Und von seinem Beruf aus erobert er sich eine Welt, seine Welt. Es ist keine andere, als die Welt, die er alle Tage vor Augen hat: die feuchte Welt, in der er seinem Beruf nachgeht, die grotesken Formen der Landschaft und zuletzt der Garten, den er sich mit unsäglichlicher Mühe gleichsam aus dem Nichts schafft. Aber diese Welt durchdringt er mit seiner Innerlichkeit bis in die letzten Tiefen: er steht mit allen Fischen auf du und du, er weiß ihre Eigenschaften zu schätzen, und wenn er ihnen nachstellt, so spielt sich das ab, wie ein Wettkampf zwischen Gleichberechtigten; was er dem Gefangenen antut, das ist nichts als die Erfüllung seiner Bestimmung, wie sie Markus in seinem schlichten Menschenverstande auffaßt. Sein Weltbild ist von Goldglanz durchflutet: er genießt mit innigstem Behagen seinen Sonntag und seinen Blumengarten, aber auch aus seiner unsäglich schweren Arbeit wächst ihm andauernd eine Fülle von Glückseligkeit zu, bis der Beruf ihm das Leben kostet, und er nun so demütig und still befriedigt seine Seele dem Höchsten überantwortet, wie er früher sein in den Augen der Welt hartes, fast lächerliches Los ertrug. Es ist schon wert, diesen Innenmenschen kennenzulernen. Die spielerische Idyllik eines „Leberecht Hühnchen“ verschwindet neben dieser, unter harten Mühen errungenen seelischen Befriedigung, die Scott mit einer liebevollen, wohlmeinenden, lebenswürdig-ironischen Schlichtheit darzustellen weiß.

Hinter dieser Schlichtheit aber verbirgt sich hohe Kunst. Durch die Augen des Fischers Markus gesehen, wird die Landschaft für uns lebendig, werden auch die Wasser durchsichtig und der Meeresgrund muß uns seine Wunder aufweisen. Da zeigt denn der Verfasser, daß er auch in der Tierwelt so gut Bescheid weiß, wie etwa der Däne Spend Fleuron, der uns mit einer Tiererzählung nach der anderen beschenkt, der uns vor kurzem mit seinem köstlichen Hechtbuche in das Leben des Wassers eingeführt, und sich endlich in seinem neuesten Werke mit dem Verhältnis zwischen Mensch und Tier in wahrhaft tragisch-ergreifender Weise befaßt hat *). Aber Fleuron stellt sich einseitig auf den Standpunkt des Tieres und sieht im Menschen doch nur den Verbreiter einer naturmörderischen Zivilisation, fast so etwas wie ein sinnenschwaches, brutales Vieh neben den Edeltieren, denen seine Liebe gehört. Scott faßt Mensch und Tier zur Einheit zusammen; seine Darstellung des

*) Die Werke von S. Fleuron erscheinen in guten deutschen Uebersetzungen im Verlage von Eugen Olschki in Jena. Letzte Bände: „Schnod. Ein Hechtroman“, und „Der Graf auf Egerup“.

Tierlebens hütet sich nicht ängstlich vor „Anthropomorphismen“: sieht er doch alles, was er sieht, mit den Augen des einfachen Fischers Markus oder gleichsam eines ganz nahen, treubesorgten Freundes von ihm. Aber das Auge des Fischers ist liebevoll und scharfsichtig zugleich und indem wir mit diesem Auge sehen lernen, erobern wir uns ein großes Stück licht- und kraftdurchfluteter Gotteswelt und reicher, warmer Sonnenschein dringt aus dem Leben und dem Sterben des einfachen Mannes in unser Herz, daß uns ein wonnevoller Schauer anweht vor den verborgenen Herrlichkeiten einer ganz in sich geschlossenen, aus ihren eigenen Tiefen lebenden Menschenseele. Das ist wahre Erneuerung der Idylle.

Abend

Wie eine schöne stille Frau,
die über eine violette Blume
gebeugt ist und mit dem Glanz

der goldnen Haare des Geliebten
Gesicht mit warmen Licht bestutet,
neigt sich der weite Himmel

der seltsam leuchtenden Natur.
Durch märchenalte Bäume streichelt
leise ein singender Wind,

von ferne tönen die Lieder
zufriedener Menschen der Arbeit
und Glocken läuten zur Ehre des Herrn.

Jetzt wird es still — kein Vogel
singt mehr sein süßes Lied,
die warme, gelbe Sonnenblume

neigt tagesmüd den Kopf zur Ruh
und wie der weite Mantelschatten
des großen gütigen Unbekannten

legt Abend, schlüpfend vor der Nacht,
die unendlich milde Hand
auf die sorglos träumende Erde.

Rolf von Felner

Die neue norwegische Literatur

Don Kaethe Miethé

Die Worte des Titels wollen nicht nur sagen, daß uns endlich nach einem Jahrzehnt des Abgeschlossenseins von der Welt, die neue Dichtung Norwegens nahegebracht werden soll. Sie sollen vielmehr bedeuten, daß in der norwegischen Literatur etwas Neues entstanden ist, daß in ihr die Welt und das Menschsein eine neue Deutung empfangt, die uns vielmehr berühren und bereichern wird, als um die Jahrhundertwende das Werk der großen Vier in Norwegen, Ibsen, Björnson, Kielland und Lie.

Die Dichtung des Nordens war immer ein wesentlicher Teil auch unseres geistigen Besitzes. In ihr wurde von unserer eigenen Sehnsucht und unserem Wesen weit mehr gestaltet, als in der Dichtung anderer Völker und Länder. In ihr hat sich ein Keim auch unseres Wesens zu einer Blüte entwickeln dürfen, den unser ganz anders geartetes Schicksal, ja unsere geographische und bevölkerungspolitische Bedingtheit in uns nicht hochkommen ließen. Von ihr geht ein Klang aus, der unmittelbar in uns ein Echo erweckt, der uns am nächsten scheint, wenn er am engsten an das norwegische Land gebunden ist, und wenn jetzt, nach so langen Jahren zwangsweiser Entfremdung, die neue norwegische Dichtung auch endlich wieder den Weg zu uns finden kann, dann glaubt man oftmals deutlich zu spüren, daß dort inzwischen Wege eingeschlagen wurden, die auch uns unsere Zukunft weist, und daß sie oftmals ein Wegbereiter sein kann für uns.

Als der Krieg ausbrach, war von der jüngeren norwegischen Dichtung nur Hamsun noch wirklich zu uns gedrungen. Er stand dann jahrelang so gut wie allein als der Vertreter des Nordens da. Denn seine ersten Bücher öffneten bereits das Tor, das nach Deutschland führte, so weit, daß kein Krieg und keine Not es mehr verbauen konnten. Mit ihm aber brach unsere Verbindung mit der Dichtung seines Landes so gut wie ganz ab. Einzelne Werke von Bojer erreichten uns noch, einzelne Namen wurden hier und da gehört, aber es gab keine Gestalten mehr, kein ganzes Bild, kein geschlossenes Werk für uns außer dem seinen.

Hätte Hamsun eine Schule geweckt, dann hätte seine Gestalt auch noch weitere nach sich gezogen. Doch so wie das Land selber, von dessen Größe, von dessen Unübersehbarkeit man sich kaum eine richtige Vorstellung machen kann, aus einer Fülle von Kultur-einheiten und Wesenskreisen besteht, die ein jeder für sich abgeschlossen dastehen, und die doch erst alle zusammen den Begriff Norwegen ergeben können, so ist auch seine Dichtung geartet. Doch

nicht nur das: zwischen Hamsun, dem uns Bekannten, ja, dem uns Befreundeten und Vertrauten und jenen, die es erst werden sollen, Olav Duun, Sigrid Undset, Gabriel Scott und Hjalmar Christensen*) liegt bereits eine Art Trennungsstrich. Etwas Neues hat eingesezt, etwas Neues ist geworden. Kein Alter hat hier die Entscheidung gesprochen, — sie sind alle keine zwanzigjährigen mehr, die den Sechzigjährigen weit hinter sich sehen — aber sie haben eine neue Gemeinsamkeit, die er nicht hat, sie sind Volk geworden. Sie alle vier zusammen decken auf eine seltsame Weise das Gefühl des Volkes, umspannen mit ihrem Lebensgefühl, das ein bewußtes Vaterlandsgefühl ist, weit mehr als die Zeit, in der sie leben, weit mehr als das Schicksal, das jedem von ihnen persönlich geworden. Sie sind nicht so isoliert, wie es Hamsun ist. Sie sprechen nicht nur von dem Sein des Ichs und der Ihren, sie sprechen auch von ihrem Werden, nicht um der Vergangenheit, sondern um der Zukunft willen. Und das Geschichtliche, daß sich bei allen irgendwo findet, ist ihnen Bedürfnis, ist Zwang, aus der glücklich empfundenen Verbundenheit mit Staat und Volk und zugleich aus der quälenden Erkenntnis heraus, wohin die Jahre des Krieges die Völker alle führten.

Man muß nicht glauben, daß die Zerfallserrscheinungen, die der Krieg mit sich brachte, allein auf die kriegführenden Länder beschränkt geblieben sind. Die Länder, die die Schrecken des Krieges nicht kannten, nahmen an seinen geistigen Folgen einen noch größeren Teil. In ihnen fand das Zersehnde, das ungewöhnliche Möglichkeiten mit sich bringt, einen noch größeren Raum, in ihnen wurde das Leben nur noch von einem Tag zum anderen, nur noch in den Tag hinein, zu einer Gewohnheit, ohne das auch nur der geringste Grund dafür vorlag. Sie nahmen viel mehr an der Entgeistigung teil, als am Kriege selbst und sie fielen ihr stärker anheim, weil die Gewalt des Erlebens fehlte.

In Norwegen ist es die neue dachtende Generation, die all dieses so scharf und so unerbittlich sieht, die jetzt die geistigen Waffen erhoben hat, um ihren Kampf auszusechten, und die zur Vergangenheit hingeht und sie neu gestaltet, um an ihr den Lebenden zu zeigen, wie einmal ihr Volk selbstsicher und stark, treu und verantwortlich war.

Dazu kommt noch eines: Das Schicksal Norwegens, das viele Jahrhunderte lang an ein anderes Volk gebunden war, das viele Jahrhunderte lang sein eigenes Wesen, seine eigene Art unter die eines anderen Volkes beugen mußte, daß aus dänischen Händen

*) Sigrid Undsets Werke erscheinen bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Die Werke von Duun, Scott und Christensen im Friedrich-Litz-Verlag, Trier.

zwangsweise so vieles empfing, die Verbindung mit der übrigen Welt, Gelehrsamkeit und Bildung, ja selbst die Sprache, findet jetzt in der Dichtung des Landes seine Gestaltung. Ueber den Weg des Tages, des Heute, des Bildes der Gegenwart, auf dem noch Hamsun schreitet, finden die Neuen das Gestern, das Ehemals wieder. Unter dem Heute, dem Ich, das noch Hamsun völlig erfüllt, fühlen sie das Werden und das Gewesensein. Sie finden auch mit einem unerhörten Selbstbewußtsein zu der Sprache zurück, die unter dem Heute und unter der dänischen Decke weiterlebt, zu der Sprache, wie sie das einfache Volk mitten im Lande und zwischen den Schären der Küste weitersprach, wo der dänische Einfluß sie nicht erreichte.

*

Es läßt sich schwer machen, fremde Menschen und fremdes Werk in wenigen Worten darzustellen. Man wird in diesem Heft versuchen, gewissermaßen in Proben etwas vom Werk der neuen norwegischen Dichtung zu zeigen, und als Geleitwort zu denen, die hier teils zum ersten Male zu uns sprechen werden, kann man nicht viel mehr geben als ein paar kurze Worte über Leben und Werk. Die Dichter, die hier erscheinen, deren Werk bereits so fest umschrieben ist, umschließen auf seltsame Weise die ganze neue Zeit. Ja, man könnte eine Karte des Landes nehmen und könnte genau die Reiche umgrenzen, die jeder von ihnen beherrscht. Hamsun wanderte noch durch das ganze Land, ein Mann des Tages. Er fing seine Wanderung im Nordland an und kam über die Täler bis zur südlichen Küste hinunter. Die neben ihm leben und doch schon über ihn hinausgeschritten sind, haben das engere Land ihrer Heimat, den Ort ihrer Geburt und ihres Geschlechtes nicht mehr verlassen, denn sie finden dort mehr, als ein Menschenleben erfassen kann.

Gabriel Scott. Er erhielt seinen Namen nach dem Zufallslande seiner Geburt, doch seine ganze Kindheit brachte er im Sörland, im südlichen Norwegen zu, dort, wo er auch heute noch lebt. Er begann mit Lyrik, er schrieb als siebenjähriges Kind die ersten Verse und Märchen. Er fand damals bereits den seltsamen Rhythmus, der heute noch von Seite zu Seite seines Werkes erklingt. Er schrieb über Erlebnisse auf der Jagd, auf der Fischerei, kleine Romane, er schrieb zwei große, packende Bücher über den Vaterlandssinn seines Landes in Zeiten der Not, und dann, als der Krieg sich dem Ende näherte, kam ein Werk, das die „Quelle“ heißt, die Quelle des Glücks, das jetzt seinen Weg auch zu uns angetreten hat. Wäre dieses Buch zu uns gekommen, in der Zeit, da es in seinem eigenen Lande erschien, es hätte für uns unbe-

schreiblich viel bedeutet, denn es ist das Buch eines reinen Menschen, eines Menschen in Einfalt nach Jesu Wort. Hier wird nicht vom Geistigen, sondern vom Gläubigen her, nicht aus der schillernden Vielfältigkeit eines reichbesetzten Tisches, sondern mit der durchleuchtenden Klarheit der Einfachheit, ein Mensch in seinem täglichen Leben voll Freude und Not gestaltet. Gabriel Scott entdeckt hier kein Neuland der Seele, doch es gibt kein Brachland für ihn. Er bringt auf dem Brachlande unserer Seele Blumen zum Blühen und Früchte zum reifen, deren Samen vergessen unter der Erde ruht. Er erweitert das Wissen um unsere seelischen Möglichkeiten nicht um etwas Neues, Sensationelles, sondern gestaltet vergessenes Fühlen und Wissen, daß es neu und nun unvergeßlich in seiner Wesenheit vor uns ersteht.

Nördlich von Trondhjem, im Namdal ist Olav Duun zu Haus. Er wurde dort 1876 geboren, dort lebt auch sein Werk. Olav Duun hat am stärksten von der jüngeren Generation die heimatische Sprache, den heimatischen Dialekt gepflegt und zu neuen Ehren erhoben. Er ist so sicher darin und so unerbittlich, daß seine Bücher für den Städter des eigenen Landes schon nicht mehr ganz leicht zugänglich sind, doch er fragt nicht darnach. Sprache und Wortgebrauch sind ihm untrennlich von den Menschen, die in ihnen leben.

Auch Duun hat in einer langen Reihe von Werken den Weg beschritten zu jenem Buch, das ihn groß gemacht hat. Auch er brachte erst zum Ausgang des Krieges den ersten Band seines sechsbändigen Werkes „Juvikingar“ heraus, auch ihn reifte diese Zeit. Er setzte zum Anfang des letzten Jahrhunderts an mit der Geschichte des Juvikingargeschlechts, das sich im Namdalen niederläßt, und wie aus einer tief verankerten Wurzel wächst dieses Geschlecht zu einem großen Baum menschlichen Wesens und menschlichen Weges. Der sechste Band dieses Buches endet vor der Jahrhundertwende, und wenn man ihn nach der langen Wanderung wieder aus seinen Händen legt, ist es, als habe man dieses Lebens Reichtum und Unerforschlichkeit, sein Schicksalbestimmtes und Gottverbundenes einmal in geschlossener Größe in einem Bilde gesehen.

Sigrid Undsets Name wurde in den letzten Jahren jedesmal laut genannt, wenn die Verteilung des Nobelpreises zur Sprache kam. Sie ist für den Norden und auch für die englisch sprechende Welt, die schon lange ihr Werk in Uebersetzungen kennenlernen durfte, die größte Dichterin unserer Zeit. Sie ist im Kreise der schaffenden Frauen eine seltene, ja eine fast mytische Gestalt. Frau Undset wurde 1882 geboren. Ihr Vater, der Archäologe Undset, vererbte dem Kinde wohl den Wunsch zum Wissen und zur Kenntnjs der Geschichte. Doch das, was ihr eigenes Werk zu solch

einer einzigartigen Größe erhebt, das ist der Mensch selber, die Frau, die ihr eigenes Leben so stark durchlebt und so sicher von ihrem Gefühl geleitet geht, daß sie weit mehr um das Leben zu wissen scheint, als wir Menschen sonst. Nach zahlreichen Büchern, Erzählungen, Gedichten und Romanen erschien von 1920 bis 1922 das große dreibändige Werk „Kristin Lavransdatter“, das sie plötzlich auf eine Höhe stellte, auf der sie nicht nur als Frau noch heute in der norwegischen Dichtung allein steht. Es spielt im vierzehnten Jahrhundert im Gudbrandsdal, es spielt also in lange vergessener Zeit. Doch die Menschen waren im Wesen die Menschen von heute, nur daß sie vielleicht stärker waren und bewußter und daß sie auch mehr zu kämpfen hatten oder den Kampf jedenfalls nicht zu vermeiden suchten, um eines ruhigeren und leichteren Lebens willen.

Es läge vielleicht nahe, Norwegens große Dichterin mit der anderen Dichterin des benachbarten Schweden, mit Selma Lagerlöf, zu vergleichen. Dieser Vergleich aber läßt sich kaum ziehen. Es sind zwei Welten, die sich fremd gegenüber stehen. Bei Selma Lagerlöf ist aus dem Mythos und aus der Sage des Volkes das Buch Gösta Berling fast traumhaft, man möchte gern sagen, traumwandlerisch gewachsen. Doch Sigrid Undsets „Kristin Lavransdatter“ steht scharf umrissen, von einer überwältigenden Disposition zusammengehalten, da und ist mit einem fast wehen, wachen Verstande und Wissen um menschliche Dinge geschrieben.

Hjalmar Christensen. Nördlich von Bergen im Søndfjord, ist Hjalmar Christensen zu Haus. Er wurde dort 1869 auf dem alten Besitztum seiner Familie geboren. Er ist wohl den weitesten Weg gegangen, um das Werk zu vollenden, das heute am reinsten von seinem und seiner engeren Heimat Wesen zeugt. Er schrieb nicht wie Duun sein großes Werk in zeitlicher Folge, Buch nach Buch, bis sich alles logisch zusammenfügt. Sondern erst heute, wenn in vielen Bänden sein Werk vor uns liegt, sieht man, wie weit sein Auge und sein Gefühl sich erstreckten. Ihm liegt die Zeit nahe, die wir die Aufklärung nennen, jenes wunderliche Jahrhundert, das sich so seltsam geheimnisvoll in jenem abgelegenen Landstrich spiegeln muß. Doch weit mehr noch als dieses Bild bedeutet seine Erzählerkunst für uns. Denn er besitzt eine Gabe des Schreibens, wie sie in Deutschland nur selten, ja, in dieser ausgeglichenen Vollendung niemals zu finden war und ist.

Die merkwürdige Loslösung vom Ich, vom kleinen, vergänglichen Menschenficksal, die die neue norwegische Dichtung nach Hamsun gemeinsam besitzt, dieses Sehen über sich selbst hinaus, das eigene Erlebnis zur Lebens- und Menschenkenntnis erweitern zu

können, sich selber vollkommen in Volk und Land aufgehen zu lassen und etwas zu dienen, das weit größer ist, als eines einzelnen Menschen Lebensspanne, findet in Christensen vielleicht ihre reinste Form. Er kann ganz Auge werden für etwas, das aus der Ferne zu ihm dringt, und wenn bei dem letzten großen Norweger, den wir kennen, bei Hamsun, Kritik und Ueberlegenheit sich bis zur Härte und Bissigkeit steigern, dann steht Hjalmar Christensen stille und schaut sich die Welt an, die Gutes und Böses so willkürlich auszusäen scheint.

Wir sind nur wir . . .

Gehügel, Laub, o schmaler Pfad, geschnitten in das Grün,
o Augen eines Weihers, groß, wie aus dem reifen Korn
kaum Sommernächte in die Sterne heilig blüh'n —:
das Herz, das hier den Atem preßt, beginnt von vorn.

Folgt mir ein Bruder langsam nach: „Wohin?“
Ich öffne mich dem Urbeginn, so klein ich bin,
jenseits von Weg und Spur und Staub.
Und ist er blind nicht und nicht taub:
mit ihm im Bund, von ihm zu mir
führt eine Türe, die heißt: wir!

Wir leben beide zwischen uns im kalten Stein,
der übersießt von einem Wellenschein,
in dem wir lachend eine lange Nacht
zu zweien nicht und nicht allein,
hieselben treiben auf dem Strom im Wurzelschacht.

Weit in die Ewigkeit. Nacht nicht und noch nicht Tag: o du
Verwandelter im Laub am Kreuzweg zwischen dir und mir,
wir blühen beide eine zaubrische Welt herzu.
Wir sind nicht dort, wir sind nicht hier.
Wir sind nur wir . . .

Paul Zech

Das Hühnerhaus auf dem Mühlenberg

Von Gabriel Scott

In dem kleinen baufälligen Hause, mitten im Kirchspiel, nahe des Weges, gleich, ehe man zum Tünehof kommt, wohnten einmal ein paar alte Leute, die hießen Klas und Guri. Sie trieben ein wenig Landwirtschaft und hatten Stücker zehn Hühner und sparten und geizten nach besten Kräften, um sich durchzubringen. Nun, es kann ja sein Gutes haben, zu sparen und zu geizen, so meine ich es nicht — aber man kann auch zuviel des Guten tun, und so war es auch hier. Dünn und vertrocknet waren sie immer gewesen, aber es war doch so, als würden sie Jahr für Jahr weniger, so daß es ein Jammer war, sie anzusehen. Aber Weiberfleisch ist ja zäh, wie man weiß — jedenfalls hielt sich Guri ganz gut — Klas dagegen fiel immer mehr ab und siechte jeden Tag mehr dahin. Er trug ja wohl auch die schwerste Last — — — na ja, wie es auch war, eines Tages mußte er sich legen. Da lag er nun so vertrocknet und ausgemergelt mit gefalteten Händen, daß Gott und jeder andere sah, daß Klas' Stunde nahe war.

Zwei Tage lang lag er wie eine Leiche und rührte nicht einen Finger, aber am Morgen des dritten Tages bewegte er den Kopf und flüsterte Guri zu:

„Du, Guri, ich glaube, ich käme noch einmal zu Kräften, wenn du mir ein Ei geben wolltest — —“

„Du träumst wohl“, sagte Guri und schlug die Hände zusammen, „du hast's wohl dazu, ein Ei zu essen, du, der nicht einmal für sein Essen arbeiten kann? Es gibt auch eine Grenze für die Verschwendung — lies lieber einen Psalm und bereite dich auf dein Ende vor.“

Ja, Klas, der Arme, gab sich zufrieden, er schloß die Augen und schwieg mucksmäuschenstill. Nur ab und zu steckte er seine Zunge ein wenig heraus und leckte sich gewissermaßen die Lippen — erst gegen Abend warf er einen langen Blick auf Guri und bat wieder:

„Liebe Guri, du“, sagte er und hustete, „ich habe mehr als dreißig Jahre treu für dich gearbeitet, und ich erinnere mich nicht, in all dieser Zeit mich auch nur ein einziges Mal satt gefühlt zu haben — jetzt bitte ich dich so herzlich, gönne mir ein einziges Ei, ehe ich die Welt verlasse.“

Guri aber ließ sich nicht erweichen.

„Du bist wohl nicht mehr ganz bei Sinnen, Klas? Weißt du nicht mehr, daß die Eier in der Stadt fast auf zwei Kronen die Stiege stehen? Womit sollte ich das Begräbnis bezahlen, wenn du

die Eier aufißt? Hier sind schon genug Unkosten, als daß du dein eigenes Leichenmahl verzehren könntest — so etwas habe ich doch in meinem Leben noch nicht gehört. Soll deine Witwe zur Armenkasse kommen, oder willst du etwa, ich soll fallit gehen? Nein, nein, Alter, jetzt ist nicht die Zeit dazu, Eier zu essen — — ich meine übrigens, sie würden ebenso schnell wieder hoch kommen, wie du sie herunterschluckst.“

Da sah Klas wieder auf Guri — ein seltsam langer und weher Blick:

„Bockig bist du dein Lebtag gewesen, so lange ich dich kenne, aber du bist doch noch bockiger, als ich dachte. Ich kann dir jetzt nichts tun, aber denke daran, du sollst alles heimgezahlt bekommen, aber auch alles, so gewiß ich lebe, wenn ich tot bin.“

Damit kehrte er sich zur Wand um und sprach nicht mehr bis er starb.

Na ja, so kam der Begräbnistag, und Guri machte nach alter Sitte auch einen kleinen Leichenschmaus. Daß er klein war, das ist gewiß, denn nur eine einzige Nachbarsfrau war geladen, und andere kamen insolgedessen auch nicht. Die Bewirtung war so dürftig wie möglich, aber die Nachbarin war nicht viel besseres gewöhnt, es war also doch noch ganz festlich. Es begann mit Kaffee und mit Kaffee endete es auch — zum Schluß waren die beiden wie benebelt und schwatzten und redeten, daß es nur so in der Stube dröhnte. Doch wie sie tranken und sich's nach besten Kräften behaglich machten, hörten sie einen gräßlichen Skandal im Hühnerhaus.

„Bewahre mich“, schrie Guri, „jetzt ist der Fuchs da und nimmt meine Hühner!“

Sie sausten beide hinaus — da jagten die Hühner herum und gackerten und hatten sich mächtig. Irgendwas Furchtbares mußte los sein, aber vom Fuchs war nichts zu sehen. Eins, zwei, drei, begann Guri und zeigte und zählte hin und her — aber was war das, es fehlte keins? Ja, dann sollten die Hühner wieder in das Haus zurück, aber da wurden sie erst recht wild. Sie hatten noch nicht den Schnabel drinnen, da schrien sie schon los und stellten sich furchtbar an, als hätten sie etwas Widerliches gesehen und stießen beim Zurückprallen mit den Schwänzen zusammen.

„Paß mal auf“, sagte die Nachbarsfrau und zwinkerte mit den Augen, „paß mal auf, der Fuchs sitzt mitten im Hühnerhaus — laß uns mal ein paar Steine hineinwerfen.“

So warfen sie also Steine hinein, bis sie glaubten, der Fuchs sei tot. Doch wie sie in die Tür hinein sahen, war weder der Fuchs, noch sonst jemand drinnen — es lag nur ein riesiger Haufen Steine

auf dem Boden. Jetzt sollten die Hühner aber wieder hinein — sie klatschten in die Hände und tobten und schrien, sie sprangen umher, so daß ihnen der Schweiß ausbrach — aber es wurde nur schlimmer und schlimmer. Die Hühner flogen über ihre Köpfe und flatterten wie wild vor Entsetzen herum — schließlich flogen sie bis in die Bäume hinauf und ließen sich dort nieder.

„Laß sie nur sitzen“, meinte die Nachbarsfrau — sie sehnte sich nach dem Kaffeetopf — „das wird sich bis morgen geben.“

Aber das tat es durchaus nicht, weder den nächsten Tag oder später. Es wurde im Gegenteil schlimmer und schlimmer — als die Woche herum war, wußte Guri nicht mehr aus noch ein. Die Hühner mußten den Verstand verloren haben, sie richteten sich in den Bäumen wie Waldbögel ein und wollten schließlich überhaupt nicht mehr herunter. Sie saßen sogar oben auf den Zweigen und legten, so daß die Eier auf die Erde klatschten. Guri versuchte natürlich, sie aufzufangen — sie stand mit einer blaugewürfelten Schürze und zielte — und ab und zu fiel auch etwas hinein, aber das war meist von anderer Art. Jetzt half es ihr gar nichts, daß die Eier in der Stadt auf zwei Kronen die Stiege standen, denn bald hatte Guri auch nicht ein einziges mehr zu verkaufen.

Es sprach sich schnell im ganzen Kirchspiel herum, wie es Guri gegangen war. Die Leute kamen angelaufen und gaben ihren Rat, sie räucherten mit Wachholder und Schwefel und Feuer, sie kamen mit Bindfaden an, mit der Gießkelle und Gott weiß was sonst noch — es war und blieb verhezt. Da kam der Schneider Tobias eines Abends hinaus. Guri hatte schon alles aufgegeben. Sie saß nur noch da und wackelte mit dem Kopf und rieb sich die Hände und redete mit sich selbst — es reichte gerade noch so weit, daß sie ihn überhaupt sah.

„Eine halbe Stiege jeden Tag zwei Wochen lang“, sagte sie — „das sind vierzehn halbe Stiegen. Eine halbe Stiege jeden Tag zwei Wochen lang — —“, ja, so saß sie da und wackelte und schwächte und sah völlig verstört aus.

„Man liegt, wie man sich bettet“, meinte Tobias, als sie eine Weile geredet hatten — „aber komm mal mit mir, wir werden mal sehen.“

Und damit zogen sie zum Hühnerhaus hinaus. Es war schon weit in den Abend hinein, aber doch noch so hell, daß sie die Baumwipfel gegen den Himmel erkannten. Da saßen die Hühner oben in einer Reihe wie Raubvögel da. . .

„Bist du da, Klas“, fragte Tobias und machte die Tür einen kleinen Spalt auf.

Hinter ihm stand Guri und zitterte wie Espenlaub, aber niemand hörte einen Laut.

Da zündete Tobias ein Schwefelholz an und hielt es hinein in den Spalt; ja, da saß Klas ganz hinten im Hühnerhaus und klapperte und fror in seinem weißen Laken.

„Das wußte ich doch“, sagte Tobias und lächelte, „ja, ja Klas“, fuhr er fort, „ich will dir wirklich nichts Böses tun, denn ich weiß, du warst dein Leben lang ein ordentlicher Mensch, aber jetzt finde ich doch, du solltest befriedigt sein. Du hast vierzehn halbe Stiegen Eier zerknickt und vielleicht noch mehr, gib jetzt Ruhe und hör' auf mit dem Geistern. Und jetzt bittet Guri dich um Verzeihung, und so seid ihr euch beide nichts mehr schuldig.“

„Um Verzeihung, Klas,“ piepste Guri durch den Spalt, sie war so bange, daß sie in die Knie sinken wollte. „Um Verzeihung, mein lieber Mann.“

Da kam es wie ein langer Luftzug durch die Thür, und als Tobias mit einem neuen Hölzchen leuchtete, war Klas fort.

Seitdem spukte es nicht mehr im Hühnerhaus auf dem Mühlenberg. Doch auf einem armseligen Grabe in einer Ecke des Friedhofs stand lange Zeit ein zerbrochenes Weinglas, das barg ein winzig kleines Ei. . . .

Aus dem Norwegischen übertragen von Raethe Mletke.

Erstes Lächeln

Meinem Sohn Wolfgang gewidmet

O holde Seligkeit auf Kinderwangen,
wenn sacht ins Spiel die Welt hinüberschwingt
und erste Helle tief und tiefer dringt
ins tappend blinde, große Lichtverlangen.

Wie nun, in Augen staunend aufgegangen,
ein wirres Ahnen keusch und schüchtern blinkt,
und sich dem Schicksal, das von ferne winkt,
die Aermchen breiten, arglos im Umfängen . . .

O tiefes Glück, da sich der Schleier hebt,
im zarten Hauch des Augenblickes wehend,
da Ungebild in erster Freude bebt,
vom Glanze angerührt und doch nicht sehend.

Einst bleibe so, wenn Helle grell dich blendet,
dein Bild – o Kind – im Schauen ungeschändet.

C. F. W. Behl

Augustnacht

Von Hjalmar Christensen*)

Ein Stück oberhalb des Hagenesflusses, im hohen Kiefernwald, der zu dem Hofe Ringland gehörte, war eine Lichtung, eben und weit. Es hieß, daß hier einmal gerodet worden war, doch der Mann, der damit begann, wurde vertrieben. Der Platz lag dicht am Flusse, es war nur ein wenig Erlengestrüpp dazwischen. Viele Jahre schon hatte die Jugend im Tal längs der südlichen Seite von Breiddöla hier ihren Tanzplatz gehabt.

Im Sommer 1849 war hier schon, ehe St. Hanstag kam, ununterbrochen getanzt worden, doch die Jugend kam erst in die beste Stimmung, als es in den August hinein ging, die Abende dunkel wurden und doch warm blieben. Der krummrückige Spielmann aus Övrebö wurde mehrmals die Woche geholt, und oft ging der Tanz noch ein gut Teil über die Mitternacht hinaus.

Das weckte einiges Aergernis und es gab manche, die meinten, selbst alte Leute konnten sich nicht erinnern, daß die Jugend jemals so wild gewesen war, wie in diesem Jahr. Die meiste Schuld wurde dem Viehhändler aus Borgund, Roald Kvam, zugeschoben, der sich diesmal unerlaubt viel Zeit hier im Kirchspiel ließ. Doch auch andere waren immer bereit, einen Tanz in Gang zu bringen. So war die Tochter des Vogts besonders hinter dem Tanzen her, und wenn sie kam, dann stellten sich auch genug Burschen ein. „Sie reden über dich“, sagte Brit zu Vogts Anne Charlotte. „Laß sie“, sagte Anne Charlotte kurz.

Eines Sonnabendabends, mitten im August, war im Ringlandswald wiederum große Zusammenkunft. Es war bewölkt und ein warmer Ostwind blies, doch der Wind erreichte den Tanzplatz nicht, er brachte nur die Wärme mit, eine milde, etwas schwere, regenverkündende Wärme, die voll vom Dufte des Kiefernwaldes war.

Es dauerte sonst meist ein wenig, ehe das Tanzen in Gang kam, heut abend aber setzte es gleich ein. Es war wohl, weil der Sommer sich seinem Ende zuneigte, und weil man ausnützen wollte, was er noch gab.

Gerade war ein Rheinländer ausgeklungen, da hörte man eine laute Stimme, die beinah im Fistelton schrillte:

„Liebe, irregeleitete Jugend!“

Einige brachen in Lachen aus, sie glaubten, daß einer der Spaßvögel unter ihnen auf einen besonderen Einfall gekommen war. Doch das Lachen riß ab, als es herauskam, daß diese Stimme

*) Sein Gesamtwerk erscheint in der Uebersetzung von Raethe Miethe im Friedrich-Litz-Verlag, Trier.

dem Laienprediger Halvorsen aus Stavanger gehörte, der mit Erbauungsstunden und Bibelverkäufen herumzog.

„Liebe, irregeleitete Jugend!“ wiederholte er, während er dem Krummrückigen ein Zeichen gab, die Siedel abzusetzen. „Ihr habt gewiß nicht darüber nachgedacht, daß morgen Sonntag ist, und daß dieses hier nicht gerade die rechte Weise ist, euch zum Gottesdienst vorzubereiten. Zwar predigt der Probst morgen in Langviken, wir können uns aber alle zur Kirchzeit im Gemeindesaal treffen, den uns die Obrigkeit frei gab, um dort Andachtstunden zu halten. Doch schon heut abend haben wir eine von Gott uns geschenkte Stunde, um in einem Kämmerlein seiner Natur, das er selber geschaffen hat, gemeinsam zu beten.“

„Meint er etwa, daß wir mit Tanzen aufhören sollen?“ sagte Anne Charlotte halblaut zu Roald Kram.

„Das ist es gewiß, was der Tropf will“, sagte Roald.

„Können wir ihn nicht wegjagen?“ flüsterte Anne Charlotte.

„Ich will es versuchen“, sagte Roald.

Der Predikant begann, das Wort auszulegen. Der Krummrücken saß im Grase neben der Siedel, in Trübseligkeit versunken. Hier gab es wohl nicht mehr viel zu verdienen. Die Gesellschaft hatte sich mechanisch aufgestellt; sie waren dem Ueberfall gegenüber ratlos. Ein Mann, der Gottesdienst halten wollte, konnte nicht so ganz einfach fortgewiesen werden. Roald verschwand, niemand sah, wo er hinging, außer Anne Charlotte. Doch plötzlich war er bei dem Krummrückigen, griff nach der Siedel, sprang direkt vor den Predikanten, deckte ihn mit seinem breiten, trozigen Rücken zu und begann zu spielen, während er dazu trällerte:

„Sing=du=de-li-deil!“

Die ganze Versammlung kicherte, Anne Charlotte lachte laut auf.

Dann warf Roald die Siedel fort und ging auf den Predikanten zu; er hatte den Nacken genau so zurückgeworfen, wie sonst, wenn er zur Schlägerei reizen wollte:

„Du Meckerbock“, sagte er, „ich will dir nur sagen, wir sind hier zum Tanzen. Und im übrigen weißt du selber, was der Probst über solche Landstreicher, wie du einer bist, denkt.“

Es schien fast, als gäbe der Name des Probstes Roald eine gewisse Autorität. Die Gesellschaft fühlte sich sicherer.

„Und nun pack dich. Oder du kannst auch mit mir ein Stück in den Wald gehen“ (Roald packte den Predikanten am Arm), „dann werden wir beide mal ein wenig Gottesdienst zusammen halten. In Gottes Kämmerlein“, äffte er dem Predikanten nach.

Anne Charlotte lachte wieder, das machte Roald sofort noch frecher, er nahm seinen neuen Freund zärtlich um den Hals:

„Du wirst noch bekehrt werden“, sagte er.

Jetzt ging die ganze Versammlung mit, sie lachte laut los. Der Predikant versuchte, sich loszureißen, doch Roald hielt ihn ganz fest; er lachte breit und boshaft:

„Nein, wir können dich doch nicht vollständig unbekehrt weggehen lassen.“

„Laß ihn jetzt“, sagte Anne Charlotte.

Roald folgte sofort, und als der Predikant, der ein dicker Mann war, begann, in kurzen Sätzen durch den Wald zu springen, heulte die Versammlung vor Vergnügen auf.

„Nun stimm deine Fiedel, Övrebön“, sagte Roald.

Der Krummrückige lachte breit über sein Gesicht, es gab also doch noch etwas zu verdienen.

Anne Charlotte ging zu Roald hin:

„Jetzt sollst du einen Tanz mit mir haben. Du hättest dir fast einen Kuß verdient.“

Roalds braune Augen starrten fest in die ihren:

„Bekomm ich ihn?“ sagte er leise und heftig.

Anne Charlotte lächelte:

„Das glaube ich nicht.“

Dann tanzten sie weiter.

Während des Tanzens war Roalds Wange dicht an Anne Charlottes, und sein Arm lag wie ein elastischer Stahlbogen um ihren Leib. Sie fühlte die ganze Zeit seine heißen Augen.

„Du mußt mir den Kuß geben“, flüsterte er mit einer Stimme, die sie fast nicht wieder erkannte, so fremd war sie.

„Vielleicht“, flüsterte Anne Charlotte.

„So wie heute abend wurde noch niemals im Ringlandsvalde getanzt“, sagte jemand, „ich glaube, die jungen Leute sind heute ganz wild.“

„Das macht wohl das schöne Wetter“, sagte ein anderer.

Unter denen, die sprachen, waren zwei älterliche Frauen, die sich zusammenhielten. Es waren die Bäuerinnen von Ringland und Melkevold.

„Das ist ein dreister Kerl“, sagte die Melkevoldin und sah auf Roald.

„Er hat Glück bei den Mädchen“, sagte die andere.

Sie kicherten beide zusammen.

„Das wäre nicht Hans Feigums Art gewesen, sich so abschieben zu lassen, wie dieser Stavanger Predikant.“

„Nein, Feigum, das war ein anderer Kerl.“

„Ja, du mochtest ja Sörflaten am liebsten“, die Melkevoldin grinste, von der Erinnerung angeregt.

„Du solltest lieber den Mund halten“, sagte die Ringländerin, „ich weiß noch das eine Mal, als ich dich und Seigum traf, — ich will lieber nicht sagen, wo es war —“

„Das brauchst du auch gar nicht“, sagte die Melkevoßdin schnippisch, „doch Seigum konnten die Behörden nichts anhaben, Sörflaten haben sie gegriffen.“

„Ja, zuletzt. Das ist noch gar nicht lange her. Und es war ein Skandal.“

„Es scheint fast so, als wäre es mit den Predikanten in letzter Zeit zurückgegangen.“

„Ja, scheint so.“

„Nein, sieh bloß Roald jetzt!“

Roald hatte angefangen, Halling zu tanzen, und in seinen Bewegungen war ein solcher Ueberschuß an Kraft und Geschmeidigkeit, daß ihm alle Augen folgten.

Es war bereits dunkel geworden, und die Lust schien mit der Dunkelheit noch wilder geworden zu sein. Ein wenig in den Wald hinein, hatte man zwei Säßchen Bier aufgestellt. Es hieß, sie waren von Ringland geholt, doch daß sie Roald bezahlte.

Brit, die Anne Charlotte suchte, fand sie bei einem der Bierfässer. Roald bot aus einer Kelle an, und Anne Charlotte trank.

„Man wird durstig vom Tanzen“, sagte Roald.

„Ja“, sagte Anne Charlotte keuchend, „das schmeckte richtig gut.“

„Ja, das ist gutes Bier“, sagte Roald, „nehmt noch einen Tropfen.“

„Wollen wir jetzt nicht gehen“, sagte Brit zu Anne Charlotte, „es ist schon spät.“

„Nanu, wenn das Vogtfräulein gehen will“, sagte Roald, „dann können wir gleich alle zusammen packen.“

„Ja, ich will jetzt gehen“, sagte Brit, „können wir nicht zusammen gehen, Anne Charlotte?“

Anne Charlotte zögerte einen Augenblick:

„Ich komme gleich nach“, sie atmete den Kiefernduft tief ein, „hier ist es so schön heute abend“, sie wandte sich zu Brit: „Willst du wirklich gehen?“

„Ja“, sagte Brit.

„Dann gute Nacht, Brit“, Anne Charlotte legte ihre Hand auf Roalds Schulter, „wir müssen noch einmal zusammen tanzen.“

Brit sah ihnen nach, wie sie den Tanz anführten, sie hätte am liebsten gewartet, aber es war wie vorausbestimmt, daß sie gehen mußte. Sie wanderte langsam heimwärts.

Der Himmel lag tief und warm über dem Wald, er streichelte die Baumwipfel, es war so warm und ruhig unter ihnen, wie unter einer weichen Decke.

Anne Charlotte fühlte, daß es leise in ihrem Kopf sauste, sie konnte nicht ganz klar denken, sie fühlte nur den Rhythmus ihrer eigenen Bewegungen und den Stahlbogen um ihre Mitte.

Sie wollte gehen, doch Roald wollte nicht. Es wurde immer noch ein Tanz und noch ein Tanz.

Einen Augenblick, als Roald nicht darauf achtete, schlich sie sich fort. Sie ging durch den Wald. Sie wanderte wie im Traum, die Kiefernstämme kamen und gingen. Vielleicht hatte sie zu viel von dem starken Bier getrunken. „Du bist sicher berauscht, Anne Charlotte“, sagte sie und lachte leise bei sich selber über dieses neue Ereignis. Aber es war ja durchaus nicht gräßlich, berauscht zu sein, sie war nur so froh, es war herrlich zu leben, sie streckte die Arme aus, ja, es war wunderbar zu leben!

Am Fluß blieb sie stehen. Sie stand und sah in das gewaltige weiße Brausen.

Plötzlich fühlte sie den Stahlbogen um ihren Leib:

„Anne Charlotte“, flüsterte es über ihre Schulter, „gib mir den Kuß.“

Und sie gab ihn ihm.

Aber er nahm sich noch einen und noch einen, er brannte seine Küsse über das zurückgelehnte Haupt.

Sie riß sich los, aber er griff sie wieder und schwenkte sie hoch in die Luft und fing sie wieder auf und küßte sie viele, viele Male. Und wieder und wieder fühlte sie seinen Arm um ihren Leib und seinen Mund auf dem ihren.

Sie glitt zu ihm hin in großer Müdigkeit, und es war so gut, wie er sie hinein in das weiche Moos unter des Flußufers Erlaubüsch trug.

Bäume

Nun ist der Bäume wirre Schwärze hart
an grelle Himmelswand gerückt:
sind tausend Arme hoch ins Gold gezückt,
und jeder Busch hebt sehnend auf die Ruten —

Ach, wie es lockt und benedekt und narrt,
wir greifen, starren all ins Licht,
und mit geblendetem Gesicht
noch stehn wir selig-brausend in den Gluten . . .

Willy Arndt

Dan

Ich werde schlafen gehn, —
und meiner Augen letztes Licht,
bevor Eisträume durch die Sterne weh'n,
und alle Form und alle Farbe bricht,
wird diese Bilder seh'n:

Ich spreche aus den Namen „Herbst“ und schlage
die Wimper groß noch einmal auf und schaue.

Da seh' ich rasen greisenhafte Tage,
die kaum noch reisen, nicht mehr schaffen können,
die sich des Mittags Gleichgewicht nicht gönnen,
mit kalten Augen unter zorn'ger Braue.

Sie wälzen sich ihr graues Wolkenlager
an einem bleichen Himmel hin.

Ihr Seh'n ist ohne Zweck und Sinn,
sie wachen auf, erschöpft und hager,
von langen Nächten ohne blüh'nde Sterne matt . . .
Sie tanzen nicht den Tanz: ich werde, weil ich bin! — —
und schauen zu dem letzten Spiel von Sturm und Blatt.

Dann ist mein Seufzen Stoß der Winde,
und meiner Blicke Ohnmacht reißt wie Dorn
ins Weiß des Himmels rote Wundenflächen.
Der Blätter Grün erstarrt in Farbenangst. Die Gründe,
die Seen und Straßen winden sich in Kreiselzorn,
es klirrt das Licht herab in schillerndem Zerbrechen . . .

Nun schließt sich zu mein Antlitz. Doch die Qualen dessen,
der nicht mehr schaffen, nicht mehr spielen kann,
vor letztem Schlafe Dans — das letzte Seh'n,
daß ich mich fühle wie ein Spott,
ein ausgebrannter, alter Mann,
nicht Flamme, Tanz, nicht Gott: —
das steht wie Farbgefunkel in Zypressen, — —
und auch mein Leiden noch ist schön . . .

Paul Gurl

Der Gast

Von Siegfried Kracauer

Die kleine Gesellschaft hatte sich nachmittags im Garten zerstreut, der breit nach dem See zu sich öffnete. Der schlanke, noch junge Hausherr im hellen Sommerjackett — seine hageren Züge verrieten ein gewisses Liebhaberverhältnis zu den Dingen des Geistes — führte den Gast, die schön angelegten Wege, Orte und Berge des jenseitigen Ufers ihmweisend, die, ein erweiterter Besitz, aus dem Garten hervorzuwachsen schienen. Er hatte ihn zuvor noch nicht von Angesicht gesehen, den ein wenig älteren Fremden, der, unvermutet soeben eingetroffen, auf der Durchreise einen Tag sich aufzuhalten gedachte. Doch wußte er von ihm durch seine Frau, die mit dem Besucher vor Jahren in ihrer Studienzeit befreundet gewesen, wußte auch aus den Erzählungen anderer, daß der Mann neben ihm auf Gebieten, die ihm selber fremd, als Schriftsteller etwas galt. Prüfend hatte er gleich bei der Begrüßung den Gast gemustert und durch herzliche Zurückhaltung gutzumachen gesucht, daß er vertraute Eigenschaften, anekdotisch Bewahrtes, von ihm kannte. Er fand bestätigt, was seine Frau wiederholt ihm geschildert: daß der stockend neben ihm Schreitende schwer ergründbaren Reichen seine Auskünfte entnahm.

Bunte Zwerge aus Ton, fröhlich mißgestaltet, standen auf Postamenten am Weg.

„Ein Erinnerungsmal aus der Kindheit meiner Frau“, sagte lächelnd der Hausherr, „sie ist verantwortlich für den Garten und hat die eine oder andere Anwendung der Pietät und knabenhaften Laune sichtbar vor unser aller Augen gestellt.“ Er sagte es sicher und duldsam; die beiden hatten sich früh schon gekannt.

„Ich erinnere mich ihrer Einfälle“, meinte der Gast, „sie sind mir immer wie Adern und Aederchen erschienen, die das Gestein durchsprengen, das sie umfängt.“

Die Hausherrin rief in den Gartenpavillon, wo noch zwei Freunde oder Bekannte Platz genommen hatten: eine trotz ihrer silbrigen Haare jugendlich blickende Dame und eine Männererscheinung, die den Künstler verriet. Die Hausherrin stellte vor: „Hier unsere Freundin, Rudolf“, sie und der Gast nannten sich beim Vornamen, von damals her, „sie lebte lange in Ihrer Stadt, aber ihr hörte wohl nichts voneinander. Nun reißt sie umher und möchte ihr Witwendasein mit keinem anderen vertauschen, wenn sie um seinetwillen auch bemitleidet sein will. Und Ottokar hier — wir nennen ihn Ottokar — verbringt die Serien bei uns. Er spielt derangierte Liebhaber — Sie wissen, meine unverbesserliche Neigung zum Theater, die Sie so rügten.“

Tee wurde aus dem rückwärtsliegenden Haus gebracht. Es war spät am Tag, aber noch scheinhaft hell. Der See lag bleiern, das fahle Grün der Bergflächen löste sich matt vom Grund. Vor den Soffitten in hängender Luft klangen die Worte der Witwe, die viel und gleisnerisch sprach. Ihre Stimme, schleichend und umhüllend, schien in dem Gast eine Erinnerung zu wecken. Er saß geduckt in sich und schwieg.

Das Töchterchen kam herbeigesprungen, gute Nacht zu wünschen. Es mochte drei Jahre alt sein, die Mutter nahm es auf ihren Schoß. Sie hob die Augen zu dem Kind — ein großes Augenpaar, das unter den geraden Strichen der Wimpern saß. Ihr grünes Kleid ließ den Nacken frei, der in sanfter Ruhe sich neigte, als sei er niemals noch aufgestört worden. Befangen gab das Kind auch dem Gaste die Hand, der über die Haare ihm strich. Dann entschlüpfte es, vom Vater gemahnt, zu den tönernen Zwergen, wo das Mädchen seiner schon harrete.

Der Schauspieler unterbrach als erster die Stille, die blieb. „So ein Kind ist das Leben selber“, dröhnte er nachdenklich, „und doch — mich befällt bei seinem Anblick der Gedanke an das Alter, den Tod. Da zerrt er an uns herum, der Fraß, und zerrt uns spielend von der Bühne, auf der wir für kurze Zeit stehen. Der Beifall erlischt, man wird vergessen, eine verbrauchte Armee. Es sind Ferien, ich habe meinen melancholischen Tag.“

„Sie wollen nur Komplimente hören, Ottokar“, sagte die Hausherrin, „und übrigens ist der Fraß ein Mädchen.“ Sie war zerstreut, sie blickte halb zum Gaste, der hindunkelte mit dem See.

„Ihr könntet auch von anderen Dingen reden als vom Tod“, itahl die Witwe sich ein. „Gewiß, er kommt eines Tages, er ist da. Aber warum ihn beschwören? Freilich, ihr seid so; ich halte es anders. Abenteuer nicht ausweichen, ein wenig Schicksal spielen und umherfahren, reisen — es ist schon das beste.“ Ihr Ton war gelb und gereizt, er schlängelte ins Leere, als stünde unsichtbar ein Gegner hinterm Gebüsch.

Der Gast richtete sich zu der Witwe auf, eine Frage, unausgesprochen, glitt hinüber von ihm zu ihr. Sie wandte sich ab, sein stummes Verwerfen oder Begehren mochte sie unbehaglich berühren. Die Hausherrin, in die Spannung hineingewirrt und spürbar bedrängt, suchte aus der Umstrickung zu lösen, indessen ihr Mann, der ein Tuch um sie breitete, das Todesgespräch verfolgte und sich nicht hemmen ließ in seiner Betrachtung, die den Monolog verborgener Stunden stückweis enthüllte. Das Kriegserlebnis hatte ihn zum Vertrauten des Todes gemacht, im Krieg erst hatte er sich an das gleichmütige Sterben gewöhnt. „Man darf den Tod nicht

fliehen“, bekannte er laut, „er ist wirklich unser Genosse, unser Kamerad. Ich habe die Frau, die ich liebe, ich habe mein Kind, und ich werde sterben, allein wie sie, ich weiß es immer, es ist, wie es ist.“ Er sog eine Weile an seinem Zigarrenstummel und legte ihn weg. Sein Profil stand gefaßt gegen den Abend, das Jackett schimmerte auf vergehendem Hintergrund.

„Wir müßten hüten, was uns begegnet“, sann die Hausfrau vor sich hin.

„Man sollte es hüten, ja“, sagte der Gast. Er kehrte sich dem Hausherrn zu, nicht ohne Gefallen an seiner männlichen Art und wider Willen in das Kreisende des Gesprächs gelockt. „Es ist, wie es ist“, bemerkte er ihm, „und Sie haben den Tod wohl erfahren. Aber den Tod, der neben den Menschen geht und sie zum Sterben holt, nicht den Tod, der in ihrem Leben selbst zugegen ist — jenen Abgrund des Schweigens, des Vergessenwerdens, der Untreue, der das Lebendige frißt. Wem einmal nur die dünne Schicht zerriß, die uns Leben heißt, er allein kann ermessen, was die Hoffnung auf ein Jenseits bedeutet. Vor Jahren einmal sprang diese Schicht mir entzwei, die wie Perlmutterglanz leuchtet, für einen Augenblick nur klappten die Schalen auseinander, und seitdem erst weiß ich den Tod. Es war eine geringe Begebenheit, sie kann jedem geschehen — aber alle Wege führen ins Nichts, es bedarf nicht des Kriegs.“

„Erzählen Sie,“ bat der Hausherr. Die Witwe hatte ihren Stuhl an den des Schauspielers gerückt, der beobachtete, wie sie mit einem Grashalm spielte.

„Ich saß eines Nachmittags in meinem Arbeitszimmer, trug und verschlafen. Die Hitze drang durch die Läden hindurch. Da telephonierte es — willkommene Unterbrechung. Ob der Herr Doktor zu sprechen sei. Eine Frauenstimme war es, die fragte, eine weiche und faule Stimme, ich kannte sie nicht. Sie habe von mir gehört, sagte sie, und sie wolle mich sprechen. Die Stimme schmiegte sich an mich, wie ein Fell, darin zu kraulen. ‚Wer hat Ihnen meinen Namen gesagt?‘ — ‚Eine Freundin, die von Ihnen weiß.‘ — ‚Wer?‘ — ‚Sie raten es nicht.‘ — Ich riet und riet, aber sie gab den Namen nicht her. Es war heiß, und die Stimme sickerte in meine Poren ein. Ich ließ mich hinziehen von ihr, nichts konnte, jetzt gerade, Besseres mir werden, als ihr nachzugleiten und in einem Pfühl taub zu versinken. Denn ich war verloren.“

Ja, seit dem Abend, der jenem Tag voranging, glaubte ich mich verloren. Ich hatte inzwischen weitergelebt, und ich werde noch leben. Doch ich lächle nicht über die Leiden meiner früheren Jahre, oder ich lächle eben nur.

An dem Abend, der jenem Tag voranging, saß ich mit dem Mädchen, das ich liebte, in einem Gartenlokal. Eine grüne Ampel hing über unserm Tisch. Ich schildere Ihnen den Hergang nicht, ich kann und will ihn nicht schildern. Es war mein letztes Zusammensein mit dem Mädchen, sie wollte nach Hause reisen, ihr Aufenthalt in meiner Stadt war zu Ende. Ich hatte viele Abende mit ihr verbracht wie diesen, Tage auch, lange Tage. Sie fühlte mich, ich wußte es, ihre Augen sahen mich, ihre Worte entfalteten sich in Freundschaft mit den meinen. Doch ich will es nicht schildern, nein, ich will es nicht. Nur dies noch, daß sie bei aller Nähe unnahbar mir blieb. In dem, was sie von sich erzählte, ward vieles verschwiegen, ich durfte nicht fragen, sie schrak zurück. Eine Wand, mädchenhaft, zag und sicher errichtet, baute sich auf, jene Wand, der ich so oft schon bei andern begegnet und die zu zerstören es stets mich trieb — womit ich dann freilich oft mir alles zerstörte. Doch ich will es nicht schildern. Wir saßen an unserem letzten Abend befangen und grünlich beleuchtet zusammen, als seien wir bei uns selber zu Gast. Es war ein wenig komisch vielleicht, so zuge richtet das Ganze. Damals empfand ich es anders, ich hatte Angst. Ich fragte sie, ob sie meine Frau werden wolle. Ganz schlicht fragte ich sie, ich hatte zum erstenmal in meinem Leben diese Frage gestellt und gewann in meinen eigenen Augen große Bedeutung. Aus einem schwarzen Schal, in Italien erstanden, hob sich ihr Nacken. Ihre Augen sahen mich, ihr Mund sagte nein, sagte es nicht unmittelbar, sondern auf einem Umweg gleichsam, zu gut, zu sacht. Ihr Nein nicht einmal durchstieß die Wand, auch dann noch blieb sie mir nah und so fern. Sie sei mit einem anderen verbunden, einem aus ihrer Stadt, lange schon kannten sie sich. Daß sie ihn liebe, sagte sie nicht. Die Wand. Doch ich will es nicht schildern. Ueber uns hing die grüne Ampel, jedem zulieb, der am Tische hier saß. „Still und teilnahmslos wie die Ampel, leuchten auch Sie“, sagte ich ihr. Ihr Gesicht lag in grünem Schein, sie hielt die Augen gesenkt. Ich haßte die Ampel. Ich war traurig. Ein Falter, zusammengeklappt, begleitete ich sie nach Hause. Sie sprach, sie suchte abzulenken. Ich brachte kein Wort mehr heraus. So schieden wir. Sie trug mich mit sich hinweg, unauffindbar blieb ich zurück.“

Die Hausherrin, die seit Beginn der Erzählung an der Brüstung gestanden hatte, sah in ihren Garten hinaus, der unbeweglich ausdauerte wie sie. Sie hielt die Brüstung umfaßt, das Tuch bedeckte ihre Schulter, über die Arme reichte es nicht. Der Hausherr starrte zu Boden, die Decke des niederen Pavillons schien ihn zu drücken. „Sie sind unverheiratet geblieben“, sagte er aus seinen Gedanken heraus abwesend zum Gast. Der nickte. Der Schauspieler

faßte nach dem Grashalm, den die Witwe ihm ließ, nicht, ohne daß die Hände flüchtig sich fanden. Die Hausherrin setzte sich neben ihren Mann, und wie der Gast nun fortfuhr zu reden, ruhten ihre Augen groß auf seinem Gesicht.

„Ich war verloren. Und als die Stimme mich rief, da wollte ich fallen, nur fallen. ‚Wir werden uns treffen; wo?‘ fragte ich in den Hörer. Sie nannte mir ein Café, in dem ich öfters verkehrte. Sie wußte auch dies, sie kannte meine Lebensgewohnheiten, als habe sie mich immer umhüllt. ‚Wann?‘ — ‚Heute, um sieben Uhr.‘ — Es war abgemacht, ein Abenteuer, nichts hielt mich zurück.

Ich liebe jenes kleine Café. Es liegt in einer schmalen, verkehrsreichen Straße, mitten in der Stadt. Die Ladenmädchen sitzen dort zu zweien über Mittag, Kaufleute minderer Grade und ein wenig schmierig gestikulieren ihrer Nichtigkeiten wegen. Gegen Abend, nach Geschäftsschluß, verirrt sich manchmal eine Kokotte mit einem Hündchen in das Lokal, aber gewöhnlich fehlt es an solchen Phantomen, und billige Waschblusen scheinen in den Spiegeln wider, bescheidener Zauber, vielfach gebrochen. Der Raum ist dunkel, die Sonne draußen mischt sich mit dem elektrischen Licht. Hinter dem dicken Mittelpfeiler fühlt man sich entlegen wie in einer Höhle, fern von dem Tag.

Sie kam nicht um sieben Uhr. Ich betrachtete die Mädchen und Frauen, die eintraten und gingen, ich suchte die Gestalt mir auszumalen, die zu der Stimme gehörte. Sie wird gelöste Formen haben, dachte ich mir, ein bißchen lässig die Haltung; ihr Mund ist halb geöffnet, etwas Verlangendes, Greifendes geht von ihr aus. Ach, ich wollte ergriffen sein, wie gern wollte ich es. Nur die Augen konnte ich mir nicht vorstellen. Merkwürdig, dachte ich mir, vielleicht hat sie keine oder graue ohne Ende, ohne Grund, die sich nicht kennen. Die Gestalt verdichtete sich, längst nicht mehr prüfte ich alle die wandelnden Figuren.

Sie kam nicht. Den Gedanken, daß es ein Scherz, eine Mystifikation gewesen sei, wies ich ab, kaum daß er sich regte. Die Stimme konnte nicht täuschen, ich war ja eingefangen worden von ihr. Sie ist im letzten Augenblick verhindert gewesen, fiel mir ein, man hat sie aufgehalten, irgendein lästiger Bekannter. Aber sie reißt sich los, gewiß, eine Ausrede ist leicht gefunden, und erhitzt kommt sie hergeeilt. Sie wird ableugnen, daß sie erhitzt sei, man darf den Männern nicht soviel Avancen machen, wenn man sie ihnen gemacht hat. Ich werde ein wenig zürnen, überlegte ich mir, nur so zum Schein, es ist die Eröffnung. Ich wartete geduldig und labte mich an der Situation.

Sie kam nicht. Es ging gegen acht. Das Café ist ein Tagescafé, das frühzeitig schließt. Die runden Marmortischen ent-

blösten sich, schon standen viele Stühle unordentlich herum. Die Kassiererin sprach mit der Dame hinter dem Büfett, es betraf eine Rechnung, ich wußte nicht was. Als die meisten Gäste bereits das Lokal verlassen hatten — manche speisen hier eine Kleinigkeit zu Abend, sie gehen dann gleich in die Stadt — erschien verspätet noch ein Mädchen, ein mageres Wesen ohne Hut, das bei der Büfettdame sich nach etwas erkundigte. Ich wußte nicht was. Hastig schwand sie von dannen, sie sah mich nicht. Das elektrische Licht wurde ausgedreht, die Glastür stand geöffnet, Straßenlärm drang herein. Ich zahlte, ich ging.

Ziellos ging ich im Lärm, Straße um Straße, zwischen Autos und Menschen, an verfinsterten Geschäftshäusern vorbei, mehr gezogen als die Wege mir wählend. Sie war nicht gekommen, aber die Stimme folgte mir nach. Die ersten Bogenlampen brannten schon, sie brannten so leer. An einer Straßenkreuzung dachte ich daran, daß ich als kleines Kind hier einmal unter einem Pferd gelegen hatte. Meine Mutter hatte sich lange danach noch geängstigt, wenn ich auf der Straße spielte. Ich dachte an meine Mutter. Ältliche Verkäuferinnen kamen vorbei, die zu Hause niemand erwartete, junge Leute, die mit ihrem Schatz untergefaßt schlenderten, blickten kindisch erfahrungsreich. Vielleicht ist sie doch noch gekommen, sagte ich mir. Ich tat einige Schritte zurück und ging dann weiter. Es hat keinen Sinn, ich mußte fallen, nur fallen.

Müde ließ ich von einem Kino mich fangen. Eine trüb erleuchtete Kumpelkammer, heiß und von Gestank erfüllt, wie sie in alte Häuser eingebaut sind. Ich fühlte Menschen um mich, es war mir wohl. Diese amerikanischen Grotesken. Sie sind so sinnlos, und das ist das Schöne. Wolkenkruher stolpern, ein Lift benimmt sich erzentrisch. Bumerangs fliegen wie Vögel hin und zurück. Ich sah ein gedrücktes Männchen, einen Pierrot der Technik, er litt daran, daß er nicht wußte, ob er ein Mensch oder ein Beförderungsmittel sei. Als Bumerang hätte er sich wohler gefühlt. Ich lachte, was lachte ich, selig war mir zumute. Man denkt an nichts, die Gegenstände sind lebendig, Menschen sind Gegenstände, immer neue Situationen. Dann kam ein Schauspiel, aufgequollen von Seele, Liebende, feindlich geschieden. Er in Asien, sie in Europa, oder umgekehrt. Ich zitterte: Landschaften, Städte, Exotisches — welche Verführung. Aber für sie gab es keine Verführung, nein, für sie nicht, sie liebten sich ja und hatten sich immer vor Augen, er in Europa und sie in Asien. Und zuletzt trafen sie zusammen — der Filmregisseur war ihnen hold — auf einem unbekannten Kontinent, was weiß ich, trafen sie zusammen, die sieben Akte, die dazwischen lagen, mit all den Städten und Abenteuern, waren ver-

geessen, und sie liebten sich wie am ersten Tag. Der gute Ausgang — ich schwamm davon.

Wohin noch sollte ich gehen? Die Straßen liefen und gabelten sich mir zu Gefallen, ich war in lauter Bilder zerflossen. Allein? Nun ja. Aber ich spürte es nicht, wie in einer großen Thermosflasche lag ich verwahrt. Da strich der Fluß, finster und lautlos zog er am Kai. Ich wollte nach Hause, schlafen, der Fluß hatte eine Richtung.

Helligkeit fiel ins holprige Dunkel, Lampions schaukelten: gelbe, rote und grüne. Ein Restaurationsgarten, Wirklichkeit unausdenkbar. Geblendet stieß ich an eine Wand, die grob den Weg mir verstellte. War ich betäubt gewesen? Alles stürzte wieder herein. Ich dachte der grünen Ampel, die Stimme höhnte mir nach. Wo war sie geblieben? Was, kam sie mir nicht? — —

Es flimmerte über das Geländer in den Pavillon, ein Schiff stand weiß in der Luft. Langsam glitt es im Nichts, die vielen Lichter stiegen hinauf in den See. „Sie ist eben nicht gekommen“, sagte achselzuckend die Witwe, „ein versäumtes Rendezvous — es ist am Ende gar nicht so tragisch.“ Ihre Stimme flog vorbei, sie glättete gewohnheitsmäßig die Haare. Die Gesellschaft war aufgestanden, gefesselt von der späten Erscheinung. „Ich verstehe natürlich“, warf der Schauspieler ein, „zwei Enttäuschungen hintereinander, die Sache war schlimm.“ Er seufzte: „Auch beim Theater erlebt man dergleichen.“ Der Hausherr zog die Uhr: „Das letzte Schiff.“ Seine Frau hatte sich dem Gast genähert: „Erinnern Sie sich, Rudolf, als wir einmal abends heimkehrten mit dem Schiff? Wir sahen von der Landungsbrücke noch lange ihm nach.“ — „Ich weiß sogar, was Sie sagten: Das Schiff fährt um der Lichter willen, es trägt sie nach Hause.“ Während der Rumpf des Schiffes mehr und mehr hinter dem Laubwerk verging, wandte die Witwe sich an den Schauspieler: „Wir wollen morgen eine Dampferfahrt machen. Das Wetter bleibt schön; ich spürte es sonst in den Gliedern.“ Er war ein jüngerer stattlicher Mann, eitel und nett. Unentschieden standen die beiden am Eingang, zwischen innen und außen. Sie harrten des Endes der Erzählung, der Deckenbalken berührte fast seine Locken.

„Auf dem Heimweg geschah es, die Schicht zersprang.

Durch die Nacht ertönte die Stimme.

Die Stimme, die mich zu sich gerufen und auf die ich gewartet, die Stimme, die mein Halt gewesen und an die ich mich verloren gab — ich hörte sie wieder, weich und begehrtlich, wie sie am Telephon mir erklang. Eine Männerstimme antwortete ihr, es war ein Flüstergespräch, die beiden Stimmen mengten sich zärtlich.

Ihre Gestalt sah ich nicht. Vielleicht hätte ich sie streifen können, sie möchte an einer Haustür stehen mit ihm.

Die dünne Schicht zersprang. Ich fiel und fiel, ich war gefallen, tiefer ging es nicht mehr. Ueber mir sprach sichs zusammen, ich lag im Loch und horchte hinauf. Vergessen war ich, aus dem Gedächtnis gebannt. Das Mädchen schwieg hinter seiner Wand, ge-flüchtet die Stimme. Der Perlmuttglanz der Schale, der aufgerissenen Schale, hier ins Dunkel blinkte er nicht. Eingebrochen, in den Abgrund gesunken, und die Schalen schlossen sich wieder, andere Stimmen schmolzen zusammen. Bumerang sein, fliegen, hin und zurück. Ich war zum Punkte geschrumpft. Ich sah das Nichts, das bare Nichts, eine saufende Riesenkugel, die mich schluckte und in der ich verschwand."

Der Erzähler hatte sich erhoben: „Damals, zum ersten Male, begriff ich den Tod, den ich bis dahin nur nannte. Ich werde ihn nicht vergessen, wie lang ich noch lebe.“

Die Hausherrin war zu dem Gaste getreten, sie hielt dicht bei ihm inne, ihre Augen trafen sich voll.

„Frieren Sie nicht, Rudolf?“ fragte sie ihn, „es ist abends hier kühl.“

„Nein, ich friere nicht, Ilse“, erwiderte er ruhig, „ich werde noch ein wenig durch den Garten gehen, an den Zwergen vorbei, am See entlang, und dann ins Haus kommen oder auch hierher, wo ich euch finde.“

Er ging. Die Witwe und Ottokar waren bereits verschwunden, sie hatten nur auf den Schluß der Erzählung gewartet. Man sah sie am Ufer, man sah sie nicht mehr.

Der Hausherr schwieg, er hatte sich das Jakett zugeknöpft.

„Wir wollen gleich ins Haus gehen“, drängte ihn seine Frau, „es ist so dunkel. Ob das Kind schon schläft?“

„Bleiben wir noch etwas“, schlug er sanft-zwingenden Tones vor, „und laß mich hell machen, daß wir uns sehen.“

Seine Stimme schien ihr ein wenig spöttisch zu klingen.

„Du bist garstig“, schmollte sie, „aber wirklich, bitte, nur einen Augenblick noch möchte ich bleiben.“

„So kurz oder solange du willst, Liebes“, sagte er freundlich.

Er drehte das Licht an.

Die grüne Ampel leuchtete im Raum, sie leuchtete über den beiden, man möchte vom Wasser sie sehen.

Die Mutter

Novelle von Friedel Wehler

Nach langen eiskalten Frostnächten kam ein erster linder Hauch vom verschleierte[n] Himmel über die braunen Berge und wanderte über die hartgefrorenen Schollen der Aecker in die Talsenke zu den strohgedeckten Häusern der Dorfbewohner, in deren kleinen Fenster-scheiben die Eisblumen seit langem nicht mehr aufgetaut waren.

„Das Wetter hat sich gedreht“, sagte der Jakob, der in einem der Häuser am Ausgang des Dorfes wohnte. Dabei blieb er in der Haustüre stehen, steckte die beiden Hände in die Hosentaschen und schaute die leere Dorfstraße entlang.

„Ja, es wäre gut, wenn's bald umschlüge. Draußen ist der Weiher fast bis auf den Grund gefroren. Die Fische drängen sich in Scharen an die wenigen Löcher, daß man sie mit Händen greifen kann. Und die Seidenmühle am Damme hat kaum das nötige Wasser, um ihre Stühle laufen zu lassen.“

Nebliche Schwaden kamen von den Aeckern geflogen und wälzten sich vom Winde getrieben gegen die Häuser des Dorfes.

Den Jakob fröstelte. Er steckte die Hände tiefer in die Hosentaschen und starrte ins Weite.

Drüben im Nachbarhause öffnete sich knarrend die Haustüre. Eine hohe gebeugte Frau trat über die Schwelle und hängte ein paar irdene Milchtöpfe über die Stangen des Bretterzaunes. Dann blieb sie stehen, legte die Hände über die Stirne und schaute unverwandt die Straße entlang, die am Hause des Jakob vorbeiführte und sich hinter einer Biegung verlor. Ein schwarzes Tuch trug sie kreuzweise über die Brust gebunden. Sie schüttelte den Kopf.

„Er kommt noch nicht“, murmelte sie leise, und ein Ausdruck von Bitterkeit spielt um ihren Mund. „Und der Tag ist schon so weit vorgerückt.“

In diesem Augenblick kam eine Schar Knaben mit ihren Schlittschuhen unter dem Arme um die Ecke des Hauses. Sie redeten laut miteinander, daß es mit dem Eislaufen bald ein Ende habe, weil Tauwetter eingetreten und das Eis bald schmelzen werde. Ihre bunten wollenen Halstücher flatterten im Wind.

Die großen grauen Augen der Frau folgten der davonschreitenden Schar, bis sie um die Ecke verschwunden waren. Ein kalter Schauer überlief sie. Sie spähte nochmals wartend und forschend die Straße entlang, und ihre Augen wurden starr und leblos und kalt. Ihre Lippen preßten sich fest und entschlossen aufeinander. Da traf sie von drüben der Blick des Nachbarn. Der stand noch immer im Türrahmen und grüßte sie mit einer schweigenden Hand-

bewegung. Da raffte sie ihr Kleid hoch, nickte flüchtig und scheu hinüber und ging mit hastigen Schritten in das Haus zurück.

„Was mag sie nur wieder haben, das arme Weib, die Eisebeth?“ sagte der Jakob leise vor sich hin, „erst schlägt ihr der Herrgott den einen Sohn im Bergwerk tot, und seine Frau läßt ihr sterbend ein kleines Kind zurück, und nun macht ihr ihr Einziger, ihr Toni, eitel Herzeleid, trinkt und raucht, als ob es sonst nichts auf der Welt gäbe.“

„Ich begreife den da droben nicht“, sagte er, indem er in die kleine Küche trat, wo seine Frau beim spärlichen Licht einer Lampe die Kartoffeln zum Abendbrot schälte. „Er greift einen heraus, und über den schüttet er alle Schmerzen der Welt aus und fragt nicht, ob er's tragen kann.“

„Ich hab wohl auch so gemeint und gedacht wie du“, sagte die Frau, „aber man kriegt's nimmer heraus, sondern wird krank und matt davon und steht da und weiß doch nicht, warum es sein muß.“

Von der Straße ließ sich lautes Johlen und Geschrei vernehmen. Eine heisere krächzende Stimme sang die Töne einer Melodie, verstummte, und setzte aufs neue ein.

„Der Toni, hörst du ihn?“

„Wenn's doch — mei — ne — Mut — ter — wüß — te, —
wie's — mir — in — der — Frem — de — ging.“

klang es von draußen durch den Nebel.

„Das ist er. Die arme Eisebeth! Kommt er so heim, und sie muß mit ihm fertig werden.“

Der Jakob beugte sich zum Fenster hinaus. An einen Baum gelehnt, dessen Stamm er umschlungen hielt, stand der Toni und guckte in die entlaubten Aeste des Baumes. In einiger Entfernung standen die Knaben, die vor kurzem vorbeigegangen waren, lachten und klatschten in die Hände und sprangen von einem Fuß auf den andern.

„Toni — i, sing weiter! Toni — i, Toni — i, feste schütteln! Gleich fallen die Aepfel herunter!“

Als sie den Kopf des Jakob im Fenster erblickten, drehten sie sich um und verschwanden schleunigst hinter der nächsten Biegung. Der Toni aber löste seine verkrampten Hände vom Baumstamm und wollte weitergehen. Dabei aber verlor er das Gleichgewicht und rollte das Ufer hinunter in den ausgefrorenen Wiesengraben.

Einen Augenblick später beugte sich der Jakob über ihn und faßte ihn kräftig an den Schultern.

„Toni, du mußt aufstehen und heimgehen!“

„Ja — a — a — zu — meiner — Mutter. Aber — ich — kann — nicht“, und er bemühte sich vergebens auf seine Füße zu kommen. Der Jakob griff mit festen Armen unter die Schultern des Betrunkenen, setzte ihn auf seine Füße und geleitete ihn behutsam das steile Ufer hinauf auf die Straße.

„So, jetzt geh' heim, man wartet auf dich!“

Die Haustüre von drüben öffnete sich. Aber man sah niemand. An dem Fenster wurde der Vorhang ebenso geheimnisvoll vorgezogen. Ein kümmerlicher Lichtstrahl stahl sich durch den Spalt in die graue Nebelluft.

Der Jakob aber folgte dem Toni, wie er mit unsicheren Schritten dem Hause seiner Mutter zuwankte, das niedrige Geländer umklammerte und den Kopf ermüdet auf die Holzlehne lehnte. Die schweren Nebel und die hereinbrechende Dunkelheit legten sich wie erdrückende Mächte um die Gestalt, und ihr Leben war starr und steinern.

Dem Jakob fiel eine alte Geschichte ein, die ihm als Knabe einst seine Mutter erzählt hatte: Die Geschichte vom Elend. Das kam auf seiner Wanderung ans Ende der Welt zur Hütte eines einsamen Mannes, wo es in Todesmattigkeit auf der Schwelle niedersank und zu Stein erstarrte und doch nicht tot war. Denn seine Augen sind nicht geschlossen, sondern spähen von dort noch immer in die Weiten der Welt. Und der Blick seiner Augen bringt alles Elend und Not in Hütten und Paläste.

Dem Jakob, der auf der kleinen Wiese vor seinem Hause stand und den ohnmächtigen Trinker zusammengesunken am Holzgeländer lehnen sah, wollte es scheinen, als ob die graue Frau der Sage noch einmal leibhaftig hergewandert sei und am niedrigen Geländer lehne, um heute nacht bei ihrer Schwester, der armen Eisbeth, einzukehren.

Der Jakob trat näher zum Zaune. Als sich der Toni noch immer nicht rührte und auch von drinnen niemand erschien, ihn hereinzuholen. Aber er wagte nicht, ihn anzureden und aufzuschrecken. Wie gebannt stand er auf dem kühlen Rasen.

Da fing drinnen hinter dem kleinen matterleuchteten Fenster ein Säugling an zu weinen, und der Schrei des Kindes klang wie eine Klage, die in den Weiten der Welt ein Ohr sucht, das die Sprache eines unbewußten Leides versteht. Und die dunklen Wälder der Höhe und die grauen Nebel standen still und schweigend um das kleine Haus, in dem das Leben hilflos und matt hinausklagte.

Ob den Toni das Weinen des Kindes aufgeschreckt hatte? Er reckte sich langsam auf, zog sich am Geländer hinauf, erreichte tastend die Haustüre und verschwand in der dunklen Tiefe des kleinen Flures.

Der Jakob aber sah, wie der unklare Schatten einer Frau mehrere Male eilig wie in Auflösung begriffen an dem erleuchteten Vorhang vorbeiflog. Erregte heftige Worte, eine Tür wurde zugeschlagen, dann noch einmal, dann war es still und dunkel.

Dem Jakob fiel wieder die Sage ein. Sie war ein unheimliches Weib, jene Alte aus der Geschichte seiner Mutter. Denn ihre Augen machen starr und bannen das Leben in eiserne Ketten. Der Jakob ging mehrere Male über den feuchten Rasen. Die Nebel kletterten an den niedrigen Wänden des Nachbarhauses empor und deckten mit ihren kühlen Händen das beunruhigte Leben zu.

„Wenn das Tauwetter so anhält“, dachte der Jakob, „wird der Teich draußen bald auftauen. Die Seidenstühle werden wieder laufen, und die jungen Burschen und Männer werden wieder arbeiten. Dann wird sich auch der Toni mit dem Müßiggang das Trinken abgewöhnen. Und dann wird alles gut sein.“

Er sah hinauf zum Himmel, der war verhangen und grau, und kein Sternlein sichtbar.

Der nächste Tag brachte noch stärkeres Tauwetter. Von den Strohdächern rannen den ganzen Tag die silbernen klaren Tropfen auf die glatten Steinchen der schmalen Traufen des Bodens. Die Dorfstraßen und Feldwege stießen den Frost der letzten Wochen gewaltsam aus und bedeckten sich mit einer dicken Eiskruste. Die alten Leute wagten sich nicht ins Freie, und die Männer und Frauen, die hinausmußten, tasteten sich mit unsicheren Schritten über die glatten Wege. Nur die Kinder fühlten sich wohl in dieser ungewöhnlichen Welt. Und draußen am Dorfsende, wo sich die Straße in steilem Abfall zum Teiche senkt, sammelten sie sich in großen Scharen, um ihre Schlittschuhe vor dem Scheiden des Winters noch einmal zu benutzen. Vom frühen Mittag bis zum hereinbrechenden Abend hörte das fröhliche Treiben an der Straßensenkung nicht auf; während von den kahlen Zweigen der Bäume zu beiden Seiten unablässig dicke Tropfen auf den vereisten Grund herniederrannen. Unermüdlich ließen sich die Knaben von der Höhe pfeilschnell über die unebene Fläche herniedersausen und stiegen mit unsicheren abgehakten Schritten den steilen Weg hinauf, blieben da und dort bei einer Gruppe stehen, die in plauderndem Gespräch an einem Baume stand, zogen sich gegenseitig die wollenen Mützen vom Kopfe und zupften sich an ihren bunten wollenen Halstüchern. So trieben sie ihr kurzweiliges Spiel, bis die Lichter der Seidenmühle drunten am Teiche durch die Dämmerung heraufblinzelten.

Dann schnallte einer nach dem anderen seine Schlittschuhe ab und schlenderte alleine oder mit einigen Kameraden dem Dorfe

zu. Nur ein Knabe blieb am Straßenrande zurück und schaute in sich versunken unverwandt nach den Lichtern der Mühle. In kurzem mußte die Arbeit dort unten beendet sein. Dann würden die Männer ins Dorf zurückkehren und auch die Mutter von der Arbeitsstätte kommen, ihn mitnehmen, um in der dunklen Wohnung das Licht zu entzünden. Er war ängstlich und fürchtete die dunklen Winkel des kleinen Hauses und wartete, bis die Mutter vorbeikäme.

Das Zeichen der Dampfsirene ertönte im Tale, mit hellem schrillen Ton rief sie den Beginn der Feierstunde in die Abendstille hinaus. Und wie der pfeifende Laut abschwoll und dann wie ein wehes Rufen in den Lüften verklang, antwortete das Echo der Wälder wie eine leise Stimme aus fernen Schluchten.

Der Knabe droben am Straßenrande stand noch immer da, die Schlittschuhe unter dem Arme und das kleine schmale Kinn auf die Brust gesenkt. Die Lichter der Mühle erloschen, die festen Schritte der heimkehrenden Arbeiter hallten vom steilen Hang der Straße hinauf.

Dumpfes Gemurmel flog von Zeit zu Zeit herauf wie eine einzelne Woge, die über den Strand leckt.

Da zogen auch schon die ersten Reihen der Heimkehrenden eilig und schweigend vorbei. Keiner bemerkte den Knaben, denn jeder sah zu Boden, als ob er die Welt vergessen habe, und nur seinen eigenen Weg zur Heimat suche. Dann verschwand die stumme Schar hinter der Straßenbiegung.

Das wartende Kind schlug die kalten Füße aneinander. Es spähte den Hang der Straße hinab. Wieder wogte eine dunkle Menschenreihe von unten herauf und etwas helles, Weißes war darin. Dem Knaben wollte es scheinen, als ob eine Gestalt sich aus der dunklen Reihe loslöse und in unerklärlichem Ernste auf ihn züstrebe, um ihm etwas zu sagen. Da gingen die Arbeiter auch schon vorüber, und die Mutter mit dem weißen Korbe am Arme stand vor ihm.

„Hans, komm, laß uns heimgehen. Es ist ein Unglück geschehen. Eben fischten die Arbeiter den Toni aus dem Teiche. — Er ist tot.“

Am anderen Morgen wußte das ganze Dorf, was geschehen war. Und überall, wo sich Menschen trafen: auf der Straße, in dem kleinen Kaufladen, und in den Häusern sprach man von dem Unglück.

Der Toni mußte in der Frühe des Morgens über das Eis gegangen und in der Nähe des Ausflusses eingebrochen sein. Die Arbeiter hatten die Leiche an dem eisernen Wehr hängen sehen und sie vorläufig in einer Kammer der Seidenmühle geborgen. Am späten Abend wollte der Besitzer der Mühle sie noch in die Totenhalle

des nächsten größeren Dorfes bringen lassen, wo sie nach der ärztlichen Besichtigung liegen bleiben würde bis zum Begräbnistage. Die alten Leute schüttelten den Kopf über die Unvorsichtigkeit des Toni, der trotz des starken Tauwetters den Gang über das Eis gewagt hatte. Einige Kinder aber behaupteten, sie hätten den Toni tags zuvor betrunken und laut singend nach Hause kommen sehen. Und der Jakob schwieg zu allem und sagte nichts.

Von der Lisbeth wagte man kaum zu reden. Nur wenn zwei gute Bekannte allein zusammen waren, brach man das Schweigen und erging sich in seltsamen Geschichten. Niemand hatte sie seit dem Unglückstage gesehen. Niemand wußte auch recht, wer ihr die Unglücksbotschaft überbracht hatte, aber man erzählte, der schwere Schlag habe ihren Leib und ihre Seele starr gemacht.

Stumm schlichen die Menschen an dem Haus der Lisbeth vorbei und wagten nicht, durch die Fenster zu spähen. Denn sie fühlten, daß sie mitsterben müßten, wenn sie den Blick ihrer Augen sähen. Mit jeder Stunde wuchs die unheimliche Beklemmung im Dorfe. Von dem Hause der Lisbeth ging eine bannende Macht aus, die zog in alle Häuser des Dorfes ein und machte die Seele der Menschen stumm und sprachlos und führte einen jeden hinaus aus allem Bekannten in unbegriffene Einsamkeit.

„Heute abend bringen sie den Toni aus dem Nachbardorfe heim. Hast du schon daran gedacht?“ sagte die Frau des Jakob zu ihrem Manne.

„Ja, ich weiß es. Heute ist ein schwerer Tag — für sie — und für uns alle.“

Der Jakob ging hinaus und schritt lange unschlüssig auf der Wiese auf und ab.

Er schaute zu der kleinen Treppe mit der Holzstiege hinüber und wünschte, daß ein fremder Mensch oder irgendein Wesen, das die Sprache der Menschen reden kann, dort einkehre und sage, was gesagt werden müßte, noch heute, ehe man den Toten heimbrächte.

Es geschah nichts Wunderbares.

Jakob stand auf einmal in der kleinen Wohnstube vor der gebrochenen Frau. Die schrak zusammen beim Ton einer Stimme. Eine Ewigkeit lag zwischen ihr und den Menschen. Seitdem diese Stimme ihr vor langer Zeit eine schreckliche Botschaft gebracht hatte, war ihre Seele hinabgesunken in einen steinernen Schacht, der sich über ihr geschlossen hatte zu einem dunklen Begräbnis.

„Lisbeth“, sagte jemand leise, „ich möchte dir nur sagen, daß sie heute abend kommen.“

Sie nickte stumm.

Auf der langen Holzbank, die die ganze Wand einnahm, lag auf einem Kissen das kleine Enkelkind der Lisbeth. Es schlief nicht,

sondern schaute mit seinen weitgeöffneten Augen auf seine feinen weißen Fingerlein, die es spielend hin und herdrehte und immer wieder zage betastete, und dabei das erste lallende Stammeln versuchte. Der Jakob war schon lange davongegangen. Aber sie saß noch immer auf der langen Holzbank unter dem kleinen Spiegel mit den Papierblumen und starrte in ihren Schoß. War sie nicht längst gestorben und saß seit ewigen Zeiten, eine Schwester der sagenhaften Frau leblos und starr, aber noch lebte ihr Ohr und erhörte in fernen Weiten eine Stimme, die rief: „Ich — komme — zu — dir — ich — zu dir —“

Lallende Laute klangen dazwischen, das Stammeln eines Kindes — eines kleinen Kindes? — eines großen Kindes? —

Und dann zerbrach ein Gewitter ihr Herz; aus dunklen Wolken schlugen die Blitze herein. Die Donner krachten und zerschlugen ihr Leben.

Sie sprang auf.

Sie hob die Hände zur Decke und schrie laut: „Du — du —“

Sie riß das Kind von der Bank, legte es hastig in die Wiege, ergriff ihr Tuch und eilte gehezt in die Dämmerung, dem Teiche zu. Wie ein schwarzer Schatten floh sie die steile Straße hinab. Am Ausfluß des Teiches hielt sie inne. Atemlos beugte sie sich über die dicken Balken der Brücke.

Abgebröckelte Eischollen hatten sich vor der Schleuse gestaut und rieben ihre scharfen Bruchstellen knirschend aneinander. Zischend drängten sich die Wasser durch die eisernen Stäbe und glucksten gierig zu ihren Füßen in das dunkle Gewölbe hinein den Felsen zu, die sie brausend in das tiefer gelegene Wiesenbett hinabstürzten. Das ferne Läuten einer Lokomotive schreckte sie auf. In kurzem mußte der Abendzug durch die Unterführung rollen. Schon sah sie die hellen Lichter im Wasserspiegel herangleiten und auf sie zukommen. Das Brausen des Zuges und das Zischen und Rauschen der Wasser flossen wirbelnd ineinander. Sie stöhnte gequält auf, floh weiter an der Seidenmühle vorbei auf die steile Landstraße, die sich in großem Bogen am Bergeshang langsam emporarbeitete. Wo sie die Höhe gewann, und in die nächste Talsenke hinabfiel, lag das Dorf, das ihr totes Kind aufgenommen hatte. Dort wollte sie es auffuchen, ganz allein, und mit ihm reden und es erlösen von der Schmach seines Todes unter den Menschen. Sie suchte einen Gegner, um ihn in einem Kampfe auf Tod und Leben zu bestehen. Mit weit vorgebeugtem Oberkörper eilte sie die steile Landstraße hinan. Die letzten Krusten des zerbröckelten Glatteis rutschten unter ihren Füßen dahin, die schlanken Stämme der jungen Ebereschen flogen an ihr vorbei wie stumme Zuschauer.

Auf der Höhe angekommen, hielt sie inne. Eine Tannengruppe wiegte zur Linken ihre weiten grünen Zweige auf den hohen Stämmen, und das ernste gehaltene Rauschen schwebte erhaben und ruhig herab. Die schwarzen Aeste hoben sich in das graue Zwielicht des Abends und tauchten dann wieder unter in dem dunklen Geäst der Zweige.

Die gehezte Frau hing gebannt an den spielenden Schweben der Wipfel. Das floß wie eine ernste Melodie von der Höhe in das Tal, wo die Lichter des Dorfes bligten. Da packte sie eine verzweifelte Angst, es möchte eine sanfte Macht zwischen sie treten, ehe sie den Kampf um ihr Kind bestanden hätte.

Sie riß das Tuch zusammen und rannte talabwärts. Bald würde sie bei ihrem Kinde sein, hinter der nächsten Biegung mußte das kleine Backsteinhaus stehen, in dem die Leichenkammer war und der Totenwagen aufbewahrt wurde.

Das Tor würde sich von selbst aufthun.

Sie hatte die letzte Biegung erreicht und trat aus dem Walde heraus. Zur Rechten im schützenden Gehege einiger Büsche stand das dunkle Totenhaus. Die Torflügel waren weit geöffnet, eine dunkle Lade stand auf der Schwelle. Ein matter Lichtschein brach durch die vergitterten Fenster und geöffneten Tore und umspielte den dunklen Sarg mit mattem Glanz.

Da riß sie das Tuch von der Schulter und rannte, es ausgebreitet zwischen den Händen haltend, bis sie vor dem Sarge zusammenbrach und ihn mit ihrem Leibe bedeckte.

Sie umklammerte die Bretter und schrie mit lauter Stimme die begrabene Not ihrer Seele in die Welt.

Stockend und zusammenhangslos quoll es herauf. Gurgelnd und zerrissen brachen die Worte einer sich selbst verdammenden Anklage hervor und bohrten und wühlten sich durch verschüttete Schächte ans Licht.

Erde und Himmel rief sie zum Zeugen ihrer verschuldeten Liebe an. Immer entseßlicher und gewaltiger strömten ihr die Worte von den Lippen. Ströme brachen aus ihren Tiefen hervor, und umfluteten das Leben des unglücklichen Toten und ihre eigene Schuld. Immer von neuem setzte das Ringen ein und stieg empor, wie der Strahl einer Fontäne, die ihre eigene Kraft übersteigt. Flammen brachen aus ihrem Innern hervor, und die heißen Gluten stiegen in lodernder Gewalt in die Lüfte bis an das Gewölbe des Himmels. Sie kämpfte mit überirdischen Gewalten, um ihnen ein schuldiges Leben zu entreißen und es durch die reine Kraft ihrer Liebe zu entschulden. Die Mächte der Finsternis und Schuld rannten auf sie ein, aber der verzweiflungsvolle Schrei ihres Gebetes schlug sie

nieder und drang durch alle Hemmnisse an das Herz einer letzten Liebe.

Ihren Körper preßte sie auf die Lade, als ob sie das Erkalte an ihrem Innern erwärmen und es an dem Strome ihres Herzens reinwaschen wolle von allen Flecken. — — —

Langsam strömten ihre Worte zurück, wie die Wellen vom Strande in den See zurückebben und in seiner Tiefe zur Ruhe kommen.

Ihre Augen waren geschlossen, ihre Stimme wurde immer ruhiger und sank zu leisem Geflüster. Sie redete nur noch in kaum vernehmlichem Tone mit dem Toten, wie eine Mutter mit ihrem kleinen Kinde redet, das sie auf ihrem Schoße hält. Dann bewegten sich nur noch ihre Lippen und es sprach ohne Worte in ihr.

Ein angebundenes Pferd stand mit tiefgesenktem Kopfe am Straßenrand.

Die Männer im Hintergrund des Totenhauses hatten ihre Laternen auf den Sitz des Wagens gestellt und standen schweigend da mit entblößtem Haupt und gefalteten Händen.

Um dieselbe Zeit weinte im Dorfe das verwaiste Enkelkind der Lisbeth in seiner Kammer. Das hörte der Nachbar. Er ging hinein, küßte es fremd und leise auf die Stirne und trug es in die Arme einer anderen Mutter.

Haus der Kindheit

Die alte Sonnenuhr, von Efeu kühl umschart,
im Frühling wurden Beete umgebrochen.
Der Gärtner kam in grünem Wams, mit rotem Bart,
wir schauten ihn im Schlaf noch viele Wochen.

Oft blühten Hyazinthen, glasbeschirmt, in allen Stuben.
Die Drossel schlug, das Haus stand weiß im Licht.
Am Pfingsttag hoben Engel im Gewölke goldne Tuben,
wir lauschten fromm, die Eltern hörten nicht.

Ihr Böden, Flure, wo Tapeten seltsam blühen,
wo es aus Schränken abenteuerlich nach Anis roch
und jene große gelbe Spinne kroch,
vor der wir auf den Bebenspißen schlüchen. —

Berschollenheit umspült mit alter Zeit das Blut.
Wir trieben weit, verweht ist Glanz und Spur.
Vielleicht ist uns im Traume manchmal noch die Mutter gut,
vielleicht — der Efeu raschelt ewig um die alte Sonnenuhr.

Frik Walther Bischoff

Orson

Von Wilhelm Schmidbonn

Welch ein Tag! Himmel und Erde derselbe Glanz! Man hätte sich nicht gewundert, kopfüber im Grün zu fliegen und das Himmelblau unter sich zu sehen mit Vögeln, die wie Fische schwammen. Aber nein, so fest und sicher wie nie war das Stück Erdrinde, über das man schritt. So voll Vertrauen in Leben und die große Mutter Erde war ich, daß ich eher mit den Schuhen das Gras streichelte, über das ich schritt, jetzt warf ich mich hin, wühlte das Gesicht in Gras, Kraut, in den gelben Staub der Ackerkruste, trank den Geruch, der von unten strömte wie Rauch, mit tausend Nüstern. Ich war achtzehn Jahre, es war Mai, Sonntagmorgen, weit war die Ebene, unzählbar die Kühe, die weideten, zwischen den fernen Bäumen stand hier und da, kaum vorwärts bewegt, ein Segel. Da war der Rhein, dem Meere nah, so nah, dieser Windzug — hat er nicht Salz in sich? Die Kühe, die brüllen, das ist noch Deutschland, man braucht nicht hinzusehen. Aber jetzt dieser Glockenklang, halb verweht — ist das schon Holland? Ich sah mir die Augen aus, entdeckte eine Windmühle sehr in der Ferne, sie drehte sich wie jede Windmühle in Deutschland auch, aber ich dachte, daß sie sich anders drehe, es mußte eine holländische sein. So weit von Haus zu sein, das erstemal an der Grenze des Vaterlandes, fremdes Volk, neue Sitten, dicht und lockend vor einem! So weit von Haus, Eltern, Geschwistern, Freunden der Jugend, und doch allem so nah: einen Verwandten zu besuchen, war man auf dem Weg. Und welcher einen Verwandten! Ich hatte ihn nie gesehen, aber immer war von ihm gesprochen worden wie von einem Stück Märchen, dreiundneunzig war er alt, also fast hundert, ein Ohm des Vaters, der doch auch schon alt war, ausgewandert in irgendeiner Urzeit, aus den Weinbergen in die Wiesen. Man hatte gar nicht mehr gewußt, lebte er noch. Eigentlich mußte er doch längst in der Erde liegen und nach den verschollenen Liedern der Kindheit hörchen, wie alle jene anderen, die mit ihm jung gewesen. Aber da hatte ich gefragt durch einen kühnen Brief, ob er noch da sei, noch in dem alten Städtchen. Nun war ich schon auf dem Weg, meine weiße Schülmütze auf dem Kopf zurückgeschoben, daß der Wind ans Haar konnte, die Bäume ansehend wie Wunder, den Kühen zurufend, Steine werfend nach den Vögeln, weil sie sich überhoben zu fliegen, während ich der Glücklichere war, der ging. Was für ein geringer Grund, glücklich zu sein! Welch ein armseliger Greis wird sich zeigen, im Lehnstuhl am Fenster, vielleicht ist der Ofen geheizt, zu Mittag werde ich Krankensuppe mitessen müssen. Am liebsten wäre ich umgekehrt. Aber nur zu, ich kann mir doch

das Städtchen ansehen, brauche nicht zu klingeln an der Thür, brauche nicht einmal den Kopf zu drehen nach dem Hauschild, nur das Neue sehen, fremde Straßen, andere Gesichter, dann wieder zurück. Zwei Stunden hin, zwei Stunden her, eine Freude für die achtzehnjährigen Beine, die von der Schulbank befreit, einmal ausgreifen wollen.

Wie ein Baum ist solch eine Familie, atmend unter dem Himmel, der ausgestreckteste Zweig ist dieser Alte. Das heißt, da waren noch welche bis übers Wasser geredt, bis nach Amerika, aber die waren so gut wie im Himmel, unerreichbar; dieser Alte aber so fern und so nah, wie er sein sollte.

Da! Der erste Mensch, der mir auf der Straße begegnet. Es führt kein Weg ab, rechts und links nur Zaun, wir müssen aufeinander zu. Hinter der schnell ausschreitenden Gestalt des Mannes zeigt sich manchmal etwas Weißes, jetzt winkt der Mann mit dem Stock. Wie? Der Ohm? Wohltuend, hier auf der fremden Landstraße von weitem begrüßt zu werden, es ist doch gut, Glied einer Familie zu sein, was soll aller Spott über diese bisweilen veraltet dünkende Einrichtung! Jetzt zeigt sich das Weiße neben dem Mann, höher als er, der kurze Beine und den Kopf tief in der Schulter hat: ein junges Mädchen, einen großen Strohhut hat sie auf, Florentiner, weiß mit blauem Band, es weht der Wind. Fest marschirt er daher, der Alte, mit einem Schritt, vordrängerisch, seelisch getrieben, wie einst der Schritt der napoleonischen Legionäre. Doch weniger nach dem Körper des Herankommenden schaue ich aus, als nach dem Gesicht. Und ehe es mir in seinen Zügen noch deutlich wird, berührt mich heranwehend und schon wieder entflohen eine Erinnerung an das Bild des Großvaters über dem Sofa daheim, an das Gesicht des Vaters, der Brüder und Schwestern des Vaters, der eigenen Geschwister, an das eigene Gesicht, wie es mich jeden Morgen im Spiegel ansah, ja, das Gesicht der Mutter, die sich in langem Kampf ja dem Vater angeglichen hatte.

Als er herankam, der Alte, der Dreiundneunzigjährige, sah ich freilich nur noch sein eigenes Gesicht, er trug den Hut in der Hand, frei wölbte sich die Stirn, wie die Stirn eines, der viel gedacht, die Kugellung des Himmels nachbildend, klug durchstachen die grauen Augen die Brillengläser, die Nasenränder waren Zeugnis einer vergangenen Zeit, mit Spuren von Schnupftabak gefärbt, der Mund war heruntergezogen und fest geschlossen, hart geworden von all jener Fähigkeit, die ein dreiundneunzigjähriges Leben nötig gemacht hat — oder um ein schadhafte, halbverlorenes Gebiß zu verbergen? Nein, da öffnet sich der Mund, ein breites Umlachen, das wahrhaftig aus einem früheren Jahrhundert kam, der Kraft, der

stärkeren Freude, der größeren Sorglosigkeit, der bereitwilligeren Güte, des unenttäuschten Vertrauens. Aber vergebens hätte man nach Runzeln ausgeschaut in diesem Gesicht, glatt war die Haut über das Knochengerüst der Backen gespannt, — nur daß sie ein wenig nach Pergament oder Wachs aussah, ließ daran denken, von wieviel Wind, Sonne, Frost sie berührt war. Dieses ganze Gesicht hätte eher einem Gelehrten angehören können, und doch war der Mann ein Leben hindurch nichts als ein einfacher Strumpfwirker gewesen, der mit seiner Ware über die Landstraße zog (daher mein Trieb, aus dem Hause fort, immer unter freien Himmel?) der dann allerdings es längst zum eigenen Haus, Seßhaftigkeit, Wohlstand gebracht hatte. Aber auch das war verschollene Zeit: daß ein Handwerker genug über das Leben nachdachte, um eine geistig gekugelte Stirn zu bekommen, und daß ein Gelehrter genug menschliche Tüchtigkeit behielt, so daß jeder etwas vom andern hatte, wie die Bilder jener Zeit sagen. Mehr als das Gesicht meiner Familie, das Gesicht jener Zeit vor fast hundert Jahren stieg darum vor mir aus dem Dunkel auf. Zunächst aber spürte ich dieses Gesicht mit einer Masse einzeln sichtbarer weißer Bartstoppeln dicht und schmerzend an meinem Gesicht, ich erhielt den Kuß des früheren Jahrhunderts, den Kuß meines Geschlechts, den ich mir mit noch nichts anderem verdient hatte, als durch die Erbschaft meines Bluts. Ich empfand so durcheinander tatsächliche Weihe und unbehaglich stechenden Schmerz, der mich dieses Gesicht fast hätte wegstoßen lassen. Aber schon empfing ich auch den Trost jener unschuldigen Vorzeit: die Arme des Alten zogen, nach beiden Seiten geöffnet, mich und jenes junge Mädchen im weißen Kleid zueinander. Wir waren verwandt, ohne je voneinander gehört zu haben, aus den Millionen der gleichzeitig Lebenden traten wir uns entgegen, durch das Blut gemeinsam vereint und mußten Mund mit Mund berühren, zaghaft, staunend, lachend, ergriffen, zupackend.

Nun schritten wir zurück, in der Mitte der Alte, der mir nur entgegengekommen war, eine Stunde durch Sonne, rechts und links wir Jungen. Der Alte hielt meinen Arm in seinem fest, als drückte er die Erinnerung der eigenen Jugend an sich, sein Leben, das, was von ihm auch in mir erhalten blieb. Mein Arm war in einem Schraubstock, konnte sich nicht bewegen, schmerzte, und mein Schritt hatte es noch nicht leicht, dem Dreiundneunzigjährigen (wie bald werden es hundert sein!) beizubehalten. Er erzählte, der Alte. Nichts wollte er wissen. Mit der Vergewaltigung des dem Tode Nahen, der alles, auch die Bilder seiner Erinnerungen, vererben wollte, damit sie ihn überdauerten in fremden Gehirnen. Was erzählte er alles! Von seinen Eltern, Großeltern, Leute,

von denen ich nie gehört und von denen es mir plötzlich wichtig sein mußte, zu erfahren, was ihnen geglückt war, worin sie enttäuscht wurden, was für kleine Schwächen sie hatten: der eine trank gern ein Gläschen zu viel, der andere lebte allzusehr in der Phantasie, log sogar in den kleinsten Dingen des Lebens, dafür wurde er jetzt noch mit einem geringen Vorwurf im Ton bedacht, als ob er noch lebe und sein Geschäft treibe in der Stadt, fern oben am Strom, während er längst, ein paar Handvoll Staub, unter einem Grabhügel lag, der schon keinen Stein mehr trug. Ich fragte in einem unvermuteten Einfall und durfte „du“ sagen zu diesem Menschenwunder: „Wie? Dann hast du doch auch noch Napoleon gesehen?“ Nie wurde mir das, was Napoleon den Menschen seiner Zeit war, durch tausend Bücher so nahegebracht, als durch den feierlichen Stolz auf dem Gesicht des Alten, der dann in ein flammendes Leuchten überging.

„Den Napoleon, ja, den habe ich gesehen. Wir wurden aus der Schule geschickt, wollten aber nicht in den Straßen warten, liefen vor die Stadt. Da waren viele Reiter, Franzosen, alle standen neben ihren Pferden. Wir gingen ganz dicht heran, einer setzte mich auf sein Pferd. Dann mußten wir uns verstecken, denn der Bürgermeister und die Lehrer und die Polizisten kamen vors Tor und blieben da stehen. Alle hatten Federbüsche auf dem Kopf und Schärpen um die Brust. Das dauerte, bis wir endlich hungrig wurden. Da kamen neue Reiter, die Soldaten sagten uns: Generäle und Napoleon. Erst erkannten wir ihn nicht, denn als sie von den Pferden sprangen, waren die Generäle alle groß und golden, Napoleon aber klein und schmutzig. Wir gingen ganz nah heran.“

„Was tat er? Wie sah er aus? Beschreib ihn doch ganz genau.“

„Wie? Ja, er sah uns ein bißchen böse an. Dann ging er an einen Baum, wir Buben alle hinterdrein. Als er sah, daß wir nicht weggingen, ja, da machte er keine langen Umstände.“

„Wieso?“

Der Großvater machte die Augen klein, mit einem köstlichen Ausdruck von Verschlagenheit, sah rasch nach der Urenkelin hin, legte die Hand auf meinen Arm, machte die Augen plötzlich wieder groß, in einem komischen Stolz ließ er sie sogar doppelt aufstrahlen. „Ja, der Napoleon, da knöpfte er die Hose los und setzte sich an den Baum. Als er wieder auf dem Pferd saß und durchs Tor in die Stadt hineinritt und die Glocken läuteten, da gingen wir an den Baum heran und besahen es. Wir waren so still und ehrfürchtig, als wenn wir vor einem Wunder ständen.“ Der Glanz des Gesichtes verklärte noch heute, nach fast einem Jahrhundert, die lächerliche Größe jenes Augenblicks.

Aber dann verlor sich dieser besondere Glanz des Gesichts, ein mehr wehmütiger Schein trat wieder darauf, der gleichwohl noch genug von Glück enthielt. Der Alte verlor sich wieder in die Tage der Kindheit, seine Spielgefährten traten auf, einer nach dem andern, wie auf eine visionäre Bühne, die fast hundert Jahre hinterher errichtet wurde, nahmen Leben an, man hörte fast den Ton ihrer Stimme, aber sie schrumpften ein, verzehrten sich, waren weggelegt. Nur dies lebte noch, die kleinen Streiche, die geringen Verdrießlichkeiten seiner Zeit, da es noch keine Eisenbahn, keinen Telegraph gab, geschweige Automobile, Flugzeuge, Radio. So nichtig, so harmlos, so altväterlich wird unsere Zeit, die uns so gewaltig vordringend und unerbittlich erscheint, einmal den Urenkeln sein.

Während der Alte sprach, bog ich manchmal den Kopf unmerkbar nach hinten und betrachtete das Mädchen im weißen Kleid, ihr Hutrand wippte im Wind wie der Flügel eines Schmetterlings und verdeckte und offenbarte abwechselnd ein fast zu zartes Profil, die lieblich gebogene Hälfte eines fast mehr zur Liebe als zur Nahrungsaufnahme geschaffenen Mundes unter einem allzu dünnen, furchtsamen Nasenrücken, während ein spitz vorwachsendes Kinn von kommender Zähigkeit sprach: das Kinn des Ohms, des Vaters, meiner Geschwister, mein eigenes. Dieses Kinn sah ich immer, wie auch der Hut sich bewegte, und nichts zog mich darum so an und nichts ist mir heute noch so unvergeßlich wie dieses Kinn. Aber so unmerkbar ich meine Beobachtungen hinter dem gar nicht gekrümmten, sehr festen Rücken des Alten machte, so wurden sie doch von dem Mädchen durch irgendeinen Sinn gespürt. Langsam, so wie ich den Kopf wieder nach vorne bog, neigte sie den ihren nach hinten und prüfte nun das, was sie von meinem Gesicht sah. Und obwohl ich vorn auf den brennenden Boden der Straße sah, so spürte ich doch gut die Beobachtung, ließ sie gewähren, bis ich selbst wieder damit begann und der Mädchenkopf wieder nach vorn sich vorbog. Einer Wage gleich ging das hin und her, während der Alte redete — was? Ich hörte nicht mehr zu, sie wohl auch nicht. Ich streckte, ohne daß unsere Augen sich einmal gefunden hätten, die Hand hinter dem Rücken des Alten aus, und die Hand des Mädchens, als ob sie mit Augen oder einem unbekannten Sinn versehen wäre, spürte ebenfalls nach hinten, wir ertasteten uns und hielten die Hände ineinander, mit verwundertem, beständigem, langsam aus sich selbst anschwellendem Druck. Gleichgültig, ob es dasselbe alte Blut war, das in uns sich wieder zusammenfand, nachdem es vor so langer Zeit getrennt worden war: nun hatte es seine Gemeinsamkeit vergessen, und sein Alter war nur noch Blut zweier jungen Menschen sehr verschiedenen Geschlechts.

Und doch erhielt der Alte und seine Zeit, über die wir lachten und die wir haßten, als sie sich immer noch zwischen uns drängte, gespenstische Gewalt über uns. Nach dem Mittagessen, als der Großohm auf dem Sofa sich ausstreckte (wir legten ihm Kopfkissen zurecht und wickelten ihm eine Decke um die Füße, Liebe heuchelnd, während wir nur daran dachten, ihm den Schlaf festzumachen, um ihm möglichst lange Zeit zu entrinnen), setzten wir uns in den Garten zusammen, von den vorsichtigen Augen der Nachbarn bespäht, die hinter den Fenstergardinen sich versteckten. Aber siehe: die Augen jedes in das Gesicht des anderen bohrend, begannen wir nicht das noch ungestaltete Gesicht jenes Ungeborenen zu suchen, das sonst hinter Liebenden in der Luft aufdämmert, beide Gesichter in eines geheimnisvoll vereineud: sondern wir suchten in den Welten unserer Gesichter das Gesicht jenes Vorfahren, dessen gemeinsames Blut wir mit geheimnisvollen Schlägen in uns trugen. Wir bauten diesen Unbekannten auf, wir spürten, wie er erstand in der Luft, um uns, aus der Ausstrahlung unseres eigenen Wesens. Er ist unter uns, fast möchten wir ihm Platz machen auf der Bank, damit er zwischen uns sitze. Er sucht wieder eins zu werden, nachdem er sich getrennt hat, er zieht uns zueinander. Aber eine verfluchte Vertrautheit übersfällt uns, wir entdecken, daß wir auf dieselbe Art lachen, und möchten weinen darüber. Wir sehen Bäume und Himmel auf die gleiche Art an, wir haben das gleiche Haar, unsere Augen erschrecken, wenn sie sich treffen, denn das sind nicht Augen zweier Liebenden, sondern Augen von Bruder und Schwester. Viel haben wir gefunden und allzu wenig. Ich bin du und du bist ich. Seltsam fühlen wir Tumult im Blut, aber Tumult fremder und unerwünschter Art. Je näher wir uns kommen, je mehr entfernen wir uns. Und als ich abends gehe und mir ein Taschentuch nachwinkt, vom äußersten Punkt des Walles, der sich rund um die Stadt zieht, sie vor Hochwasser zu schützen (nur noch der Kirchturm sieht darüber weg und brennt in der Abendsonne), ist es der letzte Gruß, ein unsichtbares Grab, ewige Trennung.

Aus einer unveröffentlichten Spruchsammlung

Ich zu Du kommen! Welch tiefer Gedanke aus Kindermund, wenn das Ich in das Unbekannte des Du taucht.

Carl Lange

Rundschau

Wilhelm Schmidtbonn — der Epiker

Zum 50. Geburtstag

Von Dr. Max Fischer

Heimatkunst — wie viel verlogene Süßigkeit wurde mit diesem Ehrennamen gedeckt. Rheindichtung — welch unerträglicher Kitsch blühte sich unter der Gunst des gefühlsmäßigen und politischen Interesses für den deutschen Strom. Und welcher Erfolg blühte ihnen „.

Wilhelm Schmidtbonns „Rheinische Geschichten“, die echteste Heimatkunst sind und die einzigen mir bekannten Schöpfungen moderner deutscher Epik, in denen die Rheinlandschaft nicht als romantische Kulisse, sondern als mythische Wirklichkeit lebt, fanden nicht den Beifall der Modekritik und der Lesermassen. Dazu waren sie zu herb. Schmidtbonns rheinische Erzählungsbücher „Uferleute“ (1903) und „Raben“ (1904) hatten so wenig Publikumserfolg, daß erst nach 18 Jahren, im Herbst 1921, eine neue Auflage möglich wurde, die in stilistischer Ueberarbeitung, vor allem unter Ausscheidung des rheinischen Dialektes, unter dem Titel „Uferleute. Rheinische Geschichten“ die meisten Novellen der beiden ursprünglichen Bände zusammenfaßt.

Eine vom Naturalismus herkommende Kunst der Erzählung, die durch ihre zarte Menschlichkeit und seelische Innerlichkeit in der deutschen Literatur ihrer Zeit sehr einsam dasteht — man muß an die Novellen des jungen Zola denken, wenn man Schmidtbonns frühe Erzählungen mit Dichtungen des gleichen literarischen Stils in Beziehung setzen will. Und gerade bei diesem Vergleich enthüllt sich die stark deutsche Wesenheit des nie deutschümelnden Dichters: wie viel glatter und eleganter sind doch Zolas Erzählungen gegenüber der Sprödigkeit und Versonnenheit des deutschen Dichters.

Rheinische Geschichten ohne Romantik: keine Lorelei-Sentimentalität, keine Mondscheinstimmung auf dem Drachensfels, kein Kölner Karneval, kein rheinisches Mädchen bei rheinischem Wein — nichts aus dieser oberflächlichen und seelenlosen Welt des rheinischen Vergnügens- und Reiserummels, sondern ernste Menschenschicksale vom Rhein zwischen treibenden Eisschollen oder überfluteten Feldern, auf einsamen Landstraßen und in Gassen der Städte — Schicksale sehrender Kinder und irrender Männer, törichte Frauen und zermürbter Greise. Geschichten des Lebens, das gerade in seinen einfachsten Schicksalen am tiefsten das Wesen dieser Welt enthüllt, Geschichten so innerlich wahr dank der einführenden Liebe dessen, der sie schrieb: „Nur der Dichter versteht, der allen Freund ist“.

Wie stark in diesen meist am unteren Rhein spielenden Erzählungen die Handlung aus der Landschaft erwächst, das hat Heinz Stolz in seinem wertvollen Buche „Der Niederrhein in der Dichtung“*) anschaulich dargelegt: „Man sieht den Himmel, das weite, flache Land und dann am Horizont vorerst ein einziges nur: einen Baumstumpf, der wie ein Rabe an der Erde haßt, ein Weidengestrüpp, das seine nassen Finger in den Nebel streckt, eine Wiese, die in den grünen Wellen weht, den schiefergrauen Strom, der in der Ferne seine Wogen wälzt, ein wind-

*) Zum 50. Geburtstag erscheint im Friedrich-Litz-Verlag, Eriker, eine Auswahl aus Wilhelm Schmidtbonns Prosaschriften: „Das Wilhelm-Schmidtbonn-Buch“. Herausgegeben von Max Tau.

schiefes Dach, das rot wie eine Beere blinkt, und dann eine Gruppe von Menschen, die irgendwo am Kreuzweg steht, einen Kinderkreis, der in den Abend lärmt, oder einen einzelnen Menschen nur: einen Fuhrmann vielleicht, der auf seinem schwanken Karren mürrisch mit der Pfeife im Mund durch den Alltag fährt, einen Eisenbahner, der an den roten Ziegeln der Mietshäuser vorbei in seinen Feierabend geht, oder ein Mütterchen wohl auch, das mit dem blauen Tuch auf seiner Steinbank sitzt und den Kirchengängern nachsieht, die an ihm vorüberkommen. — So ist zuerst immer nur ein Punkt der Landschaft deutlich. Plötzlich scheint er sich zu bewegen, der Punkt wird zum Fleck, zwei, drei Farben heben sich jetzt ab, Umrisse zeichnen sich ein: das Kopftuch, eine Polizeimütze, ein Karrenrad oder was es ist. Die Neugier wächst, man sieht näher hin: da erkennt man einen Menschen, und mit dem Menschen geht nun ein Schicksal seinen Weg.“

*

Verfolgt man die epische Entwicklung Schmidtbonns von den „Uferleuten“ bis zu seinen jüngsten Werken — d. h. also die Entwicklung vom dreißigjährigen zum fünfzigjährigen Dichter — so zeigt sich ein immer stärkeres Zurücktreten der spezifisch landschaftlichen Züge, ein Anwachsen des Problematischen, ein Hinwenden vom Einzelfall zum symbolischen Schicksal. Im Stil löst sich die ursprünglich fernige Herbe in immer melodischere Harmonie, die epische Prägung der früheren Erzählungen in immer lockerere und duftigere lyrische Weichheit.

Den ersten Ansatz zu dieser Handlung zeigt der legendäre Roman „Der Heilbringer“ (1906), die Geschichte eines rheinischen Emanuel Quint, der die Menschen aus Not, Armut und Enge der großen Städte hinausführen will auf das Land, aus der Verborbenheit entarteter Instinkte ins Licht der Sonne und zum Leben mit der Scholle, zu neuem Sein in dem Odem Gottes. Ein Buch jedenfalls, das die Schläfen des Naturalismus schon stärker überwunden hat, dem Legendären schon näher kommt als fünf Jahre später der Roman Gerhart Hauptmanns.

Stärker tritt diese Wandlung dann in Schmidtbonns Legendenbuch „Der Wunderbaum“ (1913) in Erscheinung. Dreiundzwanzig Begebenheiten von symbolischer Bedeutung. Prägnant erzählt, aber mit zartem und tiefem seelischen Eindringen. Von mittelalterlichen Motiven bis zum Mythos des modernen Fliegers. Freilich zeigt dieser „Wunderbaum“ nur einen begrenzten Ausschnitt aus den Wundern dieses Lebens — wie im ganzen Denken unserer Zeit, so nimmt auch in Schmidtbonns Dichtung die Erotik einen sehr breiten Raum ein gegenüber den anderen Kräften und Gestaltungen des Lebens.

Das spürt man auch in Schmidtbonns neuem Roman: „Der Verzauberte“ (1924). Diese „seltsame Geschichte eines Pelzhändlers“, dem ein geheimnisvoller Zauberring die Möglichkeit gibt, die Grenzen unserer irdischen Existenz zu sprengen, die Wünsche seines Machtdurstes wie seiner Menschenliebe hemmungslos zu erfüllen, enthält Schauungen von einzigartiger lyrischer Zartheit, wie etwa die Schilderung des Mondlebens, die zu den duftigsten und dichterisch durchblutetsten Gestaltungen moderner deutscher Prosa gehört — aber als Gesamtbildnis eines von den Hemmungen der Materie befreiten Menschen ist die Welt des Romans doch eine peinlich begrenzte; kleinliche erotische Abenteuer im Wunschleben seines Helden, eine ungleich breitere und differenziertere Rolle als Erkenntnisdrang oder Nächstenliebe, als Sehnsucht nach Herrschaft über Menschen oder nach Erziehung des Menschengeschlechtes.

Zeitlich zwischen diesen beiden Büchern steht ein schmaler Band, wohl das innigste unter Schmidtbonns Prosabüchern: „Die Nacht zu den Hilflosen“ (1919). Das ist die Geschichte eines Menschen, der aus der Härte und Unzulänglichkeit der Menschen, zu der unbedingten

Hingabe der Hunde sich flüchtet — bei denen allein er noch die Reinheit des Himmels, das Geheimnis der Liebe, das Wunder der Treue findet. Ein wundervoll schlichtes Buch voll geheimer Musik.

*

Das Gewerbe des Kriegsberichterstatters ist eine Feuerprobe auf die dichterische Substanz des Schriftstellers. Hier prüft sich, wie weit er sich einfangen läßt von Sensation und Aktualität, von Stimmungsmache und unmen schlicher Tendenz. Oder ob der Dichter in ihm stark genug ist, im Rollen der weltgeschichtlichen Kämpfe das menschliche Schicksal zu sehen, bei Freund und bei Feind, beim Sieger und beim Zertrümmerten.

In dieser Feuerprobe erwies sich der erfolgreiche, vielfach als Dichter gepriesene Romanschriftsteller Bernhard Kellermann als ein Literat. In dieser Feuerprobe erwies sich Wilhelm Schmidtbonn als einer der wenigen Deutschen, denen das Dichterische Notwendigkeit war.

Die meisten Bücher der Kriegsberichterstatter von damals sind für den Leser von heute, der Distanz zu den Ereignissen gewonnen hat, schlechthin ungenießbar. Seelenloses Phrasentum, Schlagworte, beschränkte Scheuflappen, Selbstbeweihräucherung der Unrigen, dumme und würdelose Herabsetzung des Gegners — oft genug auch noch persönliche Wichtigtuerei, Schmoctum des Literaten in der Todesgefahr der anderen machen diese Art Bücher zu den verächtlichsten Dokumenten der Kriegszeit.

Was aber Wilhelm Schmidtbonn in „Menschen und Städte im Krieg“ (1915) und „Krieg in Serbien“ (1916) aufgezeichnet hat, das ist Dichtung, die auch heute noch unmittelbar wirkt, weil, der sie schrieb, in Demut vor dem ungeheuren Maß dieses Krieges an Ringen und Sterben, sich beschied, schlicht und innerlich vor dem Seelen schicksal, das er sah, Kunde zu geben: von vermessenen Tatendrang, von zerschmetterten Lebensläufen, von dem ewigen Frühling und der ewigen Menschenhoffnung.

*

Das Märchen ist nicht nur Ausfluß müßiger Fabulierkunst, es ist auch Ausdruck weltanschaulicher Klärung für ein Bewußtsein, das noch nicht in abstrakten Begriffen denkt, sondern die Welt in anschaulichen Sinnbildern zu erfassen trachtet. Begriffliches Denken, philosophische Problematik tritt erst dort ein, wo der Mensch sich selbst Gegenstand seines Nachdenkens geworden ist, wo sein eigenes Denken und die Beziehung seines Bewußtseins zur Erscheinungswelt nach Klärung drängen. Dort aber, wo der Mensch noch nicht sich selber das Hauptproblem seines Nachsinnens ist, sondern er noch über die ihn umringende Umwelt staunt, über Land und Wasser, Feuer und Luft, Sonne und Sterne, über Pflanze und Tier, da wird die Welt nicht in Begriffe auseinandergelegt, sondern sie wird vermenschlicht, um ihre rätselhafte Starrheit zu verlebendigen, um ihre Unaussinnbarkeit mit Sinn zu erfüllen. Deshalb reden die Tiere und die Bäume des Waldes; die Steine und das Wasser, die Erde und die Sterne haben ihre Schicksale nach dem Gleichnis des Menschen schicksals. Alle großen und ursprünglichen Märchenstoffe sind solche Versinnbildlichungen des Naturgeschehens, Anthropomorphisierungen einer fremden unverständenen Welt. Und wie in dem philosophischen Denken der Menschheit es immer wieder dieselben elementaren Grundfragen sind, die in allen Zeiten und Zonen wiederkehren, so sind auch die Motive der ursprünglichen Märchen äußerst ähnlich — denn es sind immer dieselben Fragen, zu denen die Natur den staunenden Menschen auffordert. Wer unbefangen den Märchenschatz von Grönland bis Australien, von Peru bis Indien an sich vorbeiziehen läßt, der erkennt, wie der grübelnde und sinndeutende Menscheng Geist trotz des verschiedenartigen lokalen Kolorits doch aus den ewig gleichen Rätseln des Daseins zu verwandten Sinnbildern drängen muß.

Das sind Betrachtungen, die in uns lebendig werden, wenn wir das reifste Werk lesen, das der Epiker Schmidtbonn bisher uns schenkte: „Garten der Erde. Märchen aus allen Zonen“ (1922). Denn in dieser umfangreichen Sammlung von Märchen hat der Erzähler mit instinktiverem Griff alles zufällige, alles belastende Beiwerk der Ueberlieferung ausgeschaltet, um dadurch den reinen Kern der Märchendichtungen um so kraftvoller hervortreten zu lassen. Der Dichter hat es vermocht, den durch die Zufälligkeiten der Ueberlieferung uns anvertrauten Text pietätvoll zu behüten; er hielt sich vielmehr für berechtigt, durch Ausschöpfung und Hinzufügung das Märchen eindeutiger, symbolischer, schladenreiner herauszuarbeiten, als es überliefert wurde, und es ist eine dichterische Tat Schmidtbonns, daß er in einer Zeit, in der selbst das ursprünglichste Märchen in die Hände einer alexandrinischen Gelehrsamkeit gefallen ist, diesen Plan mit Kühnheit und großzügiger Gestaltungskraft ausgeführt hat.

Durch dieses tiefe und gebiegene Werk ist wohl der Weg für Schmidtbonns weitere künstlerische Entwicklung vorgezeichnet. Sollte es ihm gelingen, in ähnlich symbolstarker Weise in eigenschöpferischer Gestaltung aus dem Leben unserer Zeit das Wesenhafte in blutvollen Sinnbildern zu gestalten, so würde das die Krönung seines epischen Schaffens bedeuten.

Der Dramatiker Hans Henry Jahn

Von Friedrich H. Prehm

Dieser Dichter hat mit bisher drei Dramenveröffentlichungen einen Weg beschritten, der in der dramatischen Literatur ein völlig neuartiger, in seiner Problemstellung und metaphysischen Fundamentierung ein ganz einsamer ist. Die Vitalität und Unerlöschlichkeit, mit der sich Jahn für das Dogma seiner religiös-künstlerischen Offenbarungen einsetzt, schreckt den minder Mutigen ab; der Konservative mißversteht ihn da, wo seine Werke offen in Nacktheit ausbrechen. Beide bleiben Befangene in ihren Grenzen, ängstliche Hüter normal-ästhetischer Anschauungen, denen die Erkenntnis von der Eigengesetzlichkeit des Genies verschlossen ist. —

Jahn steigt in die Tiefen des Gefühlsgeschehens hinab. Die Bedingungen einer zufälligen, einer kausal verketteten oder einer gewollt antithetisch basierten dramatischen Schürzung sind ihm ebenso fremd wie die Dramatisierung relativierter Menschentypen, die einem irdischen Zweckdasein leben. Seine Gestalten projizieren ihre Taten und Handlungen niemals in die Peripherie der Umwelt, sie finden den direkten Weg der Seele zueinander. Ihr oberstes Gesetz ist die restlos konsequente Einheitlichkeit ihrer Gefühlswelt und ihres Lebenswillens. Daher muß die Gradlinigkeit ihres Handelns und das Unumwundene des ausgesprochenen Wortes naturgemäß zu einer äußersten Starrheit führen. Ihr Dogma: — das einzige Dogma — ist die Verbundenheit der religiösen Seele mit der Ewigkeit des sinnlich-nahen Gottes und seiner Schöpfung.

Bei einer solchen Intensität der Problemstellung, die mit ungeheurer Vehemenz bis an die äußersten und verschwiegensten Bezirke des Lebensmöglichen rückt, kann es nicht überraschen, daß der Dichter sich nicht des zahmen Weihrauchs verlogener idealistischer Phrasen oder des skandierenden Wortfalls eines klassischen Schönheitsideals bedient. Seine Schrankenlosigkeit konnte ihm allerdings wiederholt den Vorwurf der Obszönität und Pathologie eintragen. Allein, die restlose Ehrlichkeit und unerbittliche Konsequenz, mit der die Gestalten Jahns ihren Weg gehen, die fanatische Besessenheit, die den Dichter jegliche konventionelle Grenze des Ausdrucks überwinden läßt, hinterlassen in der Tat nur bei einem unanständig Denkenden den Eindruck des „Anstößigen“, auf den Un-

voreingenommenen und Unverbildeten wirkt die Rücksichtslosigkeit Jahnns befreiend.

Das 1920 mit dem Kleist-Preis ausgezeichnete Erstlingsdrama „Pastor Ephraim Magnus“ (S. Fischer, Verlag, Berlin) zeichnet hinter dem Gestalt und Moder eines verlorenen Lebens zwei Wege: den köstlichen und den furchtbaren, das Mysterium der Lust und das der Qual, beide mit unerhörter Entschlossenheit zu Ende geschritten, in ihrer Unmenschlichkeit in das Inferno der Verdammten führend. Zwei Brüder, von denen der eine erlösende Lust nicht findet und als Lustmörder endet und der andere, der Pastor Ephraim Magnus, alle Stationen der Qual durchmisst. Als elender, fastrierter und geblendeter Märtyrer seiner Erkenntnisse verfällt er dem Glauben, daß Gott in seinem Leibe mehr Wunder verborgen hat, als Zeit, sie zu erleben, dem Suchenden gegeben ist. Seine Passion führt durch die Unfruchtbarkeit eines bloßen Ideenmartyrertums hindurch zu der Offenbarung, daß die Ewigkeit seines Leibes und seiner Seele nur in einer ewigen Stätte geborgen ist. Die grauenhafte Vision des Kalvarienberges erzwingt aus ihm als letzte erlösende Tat die Errichtung einer unvergänglichen Grabkapelle. —

Mehr noch als dieses erste Drama ist die historische Tragödie: „Die Krönung Richards III.“ (Ugrino-Verlag, Hamburg 5), ein Dokument des tragiküberwindenden Idealismus' Jahnns, der die ringende Seele in den greulichsten Irrungen der Hölle nicht verlorengehen läßt. Dieser König Richard ist im Gegensatz zu dem Shakespeareschen kein typischer Bösewicht, sondern ein an sich selber und an der Welt ungeheuer leidender Mensch, der alles Unrecht erkennt, das Lichtere ahnend, dennoch sündigen muß, weil er den Tand seines irdischen Königtums nicht von sich werfen kann. Die individuelle Linie ist mit einer felsam starren Sicherheit gemeistert. Trotz des heftigsten Schwankens in dem gefühlsmäßigen Entscheiden dieses Richard kein Abweichen ins Chaotische. Eine seltsame Mischung von Genialität und irdischem Machtwollen läßt ihn oft die Hand des erfüllenden Geschicks führen, dem die wie Engel in diese Hölle verirrten Prinzen und die beiden sich liebenden Pagen der Königin zum Opfer fallen. Und dennoch — er aber wagt und richtet in sich nach den Gesetzen einer über Tod und Tragik hinaus zwingenden Erkenntnis, denn die Kräfte eines Ewigen sind auferührt und stehen als unsichtbare Entscheidung über dem Lauf aller Dinge.

Das jüngste Drama „Der Arzt, sein Weib, sein Sohn“ (Ugrino-Verlag, Hamburg 5), führt mit seiner ersten Szene in eine grandiose Auseinandersetzung zwischen dem über seinen Beruf hinausgewachsenen Arzt Menke und einem typisch ethischen Vertreter des fortschrittlichen modernen Europas, um dann sein Schwergewicht völlig in die wilde, einsame, mystisch-fremde Welt des Arztes zu verlegen, in der das flache Geschehen unserer Zeit keinen Raum findet.

Vier Menschen ringen umeinander: Der Arzt, sein Weib, sein Sohn, des Sohnes Freund. In einem köstlichen Tanz der Gefühle rinnen ihre Wege zusammen, vier Linien, sich überschneidend und wieder voneinander fließend, bis sie sich in der rätselhaften Verbundenheit von Tod und Liebe auflösen. Das Hauptthema: der unbeugsame Wille Menkes zu einem eigenen, restlosen Leben, den er bis an das einsam bittere Ende durchführt.

In dieser Atmosphäre, die, ungestört durch irgendwelche dissonierende Faktoren einer feindlichen Umwelt, zu einer äußersten Konzentration führt, tritt das Innenleben aller Gestalten mit einer unglaublichen Spannung hervor. Jeder Entscheid aus heißester Liebe führt nahe an das Reich des Todes. Es liegt zwischen ja ja und nein nein. Aber dennoch klingt in die unendliche Bitternis dieser Tragik, die der Arzt als das überlebende Opfer seiner Erkenntnisse bis zur vollen Neige auskosten muß, etwas wie Versöhnung hinein. Denn er und die er liebte haben ihr selbstgewähltes Schicksal erfüllt, und diese Erkenntnis reicht

für den Wissenden über alle Tragik und — über das Reich des Todes hinaus. —

Jahnn's Dramen sind Bekenntnisse eines himmelstürmenden Revolutionärs. Die großen Rebellen Kleist und Büchner sind seine Gefährten. — Er steht in einer Welt voll flammender Gesichte. Und die er herausgreift, stehen vor uns in einer übermenschlichen Wahrheit: nackteste Idealisten wie Ephraim, Richard und der Arzt Menke, die hindurch müssen durch die Torturen ihrer eigenen Erkenntnisse. Die Welt ist Verwesung, — und es hat doch Heilande gegeben! Die Schwachheit der Menschen ist nicht erbarmungswürdig, denn sie wollen nicht stark sein. Sie richten ihre Heilande, um nicht von ihnen gerichtet zu werden.

Hans Henny Jahnn: Der gestohlene Gott / Tragödie

Von Friedrich H. Prehm

„Wir ahnen schon, daß wir andre und heilige Sitten in uns errichten müssen, Ihnen fern und unverständlich, um nicht Lebensmüde zu werden am erstorbenen Gesez, das auch Sie, Vater, in Unwissenheit handhaben, weil Ihnen die Liebe Ihrer Kinder nicht heiliger ist als alle Vernunft.“

(Jahnn: Der gestohlene Gott).

Das Schaffen des Dramatikers Hans Henny Jahnn wächst nicht, wie das manches Jüngsten, aus dem Kollektiverlebnis unserer Zeit. Er ist jenen Tragikern zuzurechnen, die in der Literatur hin und wieder auftauchen, die weit ab von allen Zeitströmungen einsam ein Werk gestalten aus jener merkwürdigen Symbiose mit einer ungleichen Welt, wie sie für unser Bewußtsein etwa schon mit der kleistischen Lebenslegende sich verknüpft. Die einsam ein Werk gestalten, für das uns anderen eine Größenordnung fehlt und dessen abgewandte Gradlinigkeit und Religiosität mit beängstigendem Ernst, ja, oftmals mit erdrückender Wucht in Tiefen hinabführt, die nicht für jedermann zugänglich und ohne Widerstreben zu erschließen sind. Ein Pathos, dem die belanglose Tragik des zeitlichen Wandels darum so unwesentlich erscheint, weil ein Wissen um die letzten Dinge den Schwerpunkt des Seins in eine ganz andere Ebene verlegt, muß seine Wurzeln notwendig in einer höheren Realität verwachsen haben. Der metaphysische Urgrund ist denn auch in jedem Drama Jahnn's das Fundament, aus dem die seelischen Kräfte in rätseldunkler Offenbarung aufbrechen. Die Urphänomene des menschlichen Seins, das elementare Verhältnis zwischen Gott, Mensch und Ding wird mit seltener Ueberzeugungskraft aufgezeigt und bildet in unserem verwirrten Zeitalter eine Brücke, die die Seele vor dem Absturz bewahrt und einen Zusammenhang mit ihrer mythischen Herkunft schafft. Allerdings ist es schwer für den, der nicht vermag, sein bürgerliches Normalempfinden in eine höhere Sicht zu transponieren, bei dem aus einer solchen Einstellung resultierenden grenzenlosen Erkenntnisdrang über die für unser Empfinden oft ungewöhnlichen Verwicklungen der Lebenswege hinaus auch das Walten der unoffenbaren Kräfte als die eigentlich treibenden Elemente zu erkennen. Das Drama dieses Dichters ist der Kult eines Einsamen, der die unheilvolle Erbschaft eines Weltalters von sich geworfen und wieder begonnen hat, nichts weiter als Mensch zu sein auf dieser Erde. —

Die Tragödie „Der gestohlene Gott“ (G. Kiepenheuer, Verlag, Potsdam 1924) ist von inniger Zartheit in den Einzelszenen zwischen drei blutjungen, sich liebenden Menschen, Offenbarungen eines seltsam wachen Wissens um alle Mysterien des Lebens. Dieses Wissen und die grenzenlose Kraft einer Gefühls- und Blutverbundenheit, die ihre Geseze in sich selbst trägt und sich nicht durch die (in der Vorgeschichte begründete)

verheimlichte und jetzt aufgedeckte Tatsache ihrer Geschwisterschaft erschüttern läßt, treibt in einen Konflikt mit den auf der anderen Seite der Tragödie wandelnden Vertretern bestehender erstarrter Sittengesetze, bei dem die eingangs zitierten Worte gesprochen werden. In dem nun folgenden verzweifelten Ringen, dem Kampf zwischen Licht und Finsternis, wird das Thema des gestohlenen Gottes, der erstmalig in Form eines kleinen bronzenen heidnischen Liebesgottes mit der Bedeutung einer vorläufig noch dunkel verhangenen Symbolik auftaucht, in mannigfacher Gestalt und je nach dem Grade des Berufen- oder Verworfenseins, des Wissens oder der Dummheit der handelnden Personen in wechselndem Sinne variiert. —

Das Licht siegt über die Finsternis. Das Leben kann mehr bedeuten als einen Ablauf von Jahren, und die Zeitlichkeit vernichtet den, der ihr opfert, der, einem Zweckdienst erlegen, niemals das Wirken Gottes in den tausend Schöpfungsformen erkannte. In blutjunger Schönheit gehen die Liebenden in den Tod, keine Häßlichkeit in ihrem Sein, kein Raum für sie auf dieser Erde. Schwer und in bitterster Bitternis errungen das Sterben in dem Grabgewölbe, ein rätselhaftes Licht erstrahlt, und das Mysterium eines Lebens hat seine höchste und letzte Erfüllung, die Krönung in dem herrlichsten Sieg erfahren: vermählt dem Stein, gebettet für die Bestimmung einer Ewigkeit. —

Am Schluß der Tragödie bringt ein Vagabund, der sich in all die Seltsamkeiten verwoben fühlt als ein „Handlanger, über den der Herr nicht in Zorn gerät“, Verwirrung in das Bewußtsein der Menschen und breitet Dunkel über dieses Geschehen, das die Welt so gleichmütig hinnimmt und das sie doch hätte aus ihren Bahnen werfen müssen. —

Es ist kein Zufall, daß in einem Zeitalter des Radio, der zunehmenden Zivilisierung und Mechanisierung des Lebensbetriebes, in einer Zeit beispiellos wachsender Zerstörung der menschlichen Seele immer wieder rückläufige Kräfte am Werke sind, die im Angesicht der verfallenden Schöpfungsform den Weg wieder weisen zum Urquell aller sinnlich-nahen Gestaltung, die hindurchbrechen durch die Schauphase der Dinge zu den Hintergründen einer jenseitigen Verbundenheit: dem Mythos. In der jungen Dramatik finden sich zwei ganz große Begabungen dieser Art: Barlach und Jahn, die beide mit jedem neuen Werk eine ausgesprochen religiöse Strömung beweisen und nicht im Sinne eines rührigen Literatentums als „aktuell“ oder „modern“ bezeichnet werden können, sondern in aller Stille wirken als unerklärliche Kräfte, denen der Erkennende in williger Bereitschaft verbunden ist. Sie sind mythische Lichtquellen, die in dem traurigen Vermächtnis unseres Zeitalters den Glanz des ewigen und weisen Gottes nicht verlorengehen lassen, Wächter des Heiligtums, das das seelische Urgut der Menschheit bewahrt.

Frank Thieß

Von Dr. Kurt Boß

Dichterisch formvollendete, bis in jede Nuance gewissenhafte Prosa ist heute eine so seltene Begegnung, daß allein solche Gabe hellen Ruhmens nicht genug finden sollte. Ist diese Stilkunst noch dazu getragen, geworden vom inneren Erlebnis und nicht ganz oder in Einzelteilen gewollt, maniert, gekonnt originell, so darf man getrost den Autor zu unseren Größen rechnen, deren wir in epischer Dichtung heute kaum eine Fingerzahl nennen können.

Als jüngster trat nun ebenbürtig, ja überragend in dieses Sähnlein: Frank Thieß.

Seine Romane, sicherlich in langen Jahren zäher Arbeit geworden, sind sich Schlag auf Schlag gefolgt, dröhnende Gongschläge, die rings aufhören lassen und das Schweigen füllen:

„Der Tod von Salern“, ein gobelindüster, grauig balladesker Totentanz, Säulnis und Sturz einer Renaissancestadt, Historien getreu aus überquellender Phantastik hingemalt mit schreienden Farben und breiten Linien, monumental-überwältigend — und unendlich beziehungsreich, zeitlos und doch ganz unserem Erleben entstürzt.

„Die Verdammten“, groß angelegter und groß gelungener Roman, der zwischen germanischer und asiatischer Kultur vereinsamten und in solcher Abgeschlossenheit verwekenden baltischen Geschlechter. Im unendlichen Segen der Erde, über stämmigen Bauern klingen melancholische Glocken und neigen sich glorreiche Banner über zerbrochene Wappenschilder. Abgründigste Tragik des Stammes, der Familie, der Mutter überschattet aus unentrinnbarem Geschick die heitere, sonnige Ernte und geht durch trostlose Nacht voll Grauen und voll seligster Geheimnistimmen ein in reines Frühlicht gewandelter Gewißheit.

„Angelika ten Swaart“, eine Sonate in Moll, in klarer, weißer Linie aufsteigend, entleitend und vertropfend, eine Frau an das Kreuz des alltäglichen Schicksals der typischen Ehe geschlagen. Aber neben der starken Melodie schwingen die unennbar jenseitigen Obertöne der Viola d'amour, aus Sphärenharmonie anfangs leis begleitend, umrankend, dann voll und wundersam dominierend.

„Der Leibhaftige“, das letzterschienene Werk, ist mitten in den Strudel unserer Tage der Mächtigsten, Reichtumslüsten, Geistarmen, Sensationlärmenden geschleudert; mit gewaltig ausströmender, stets künstlerisch gebändigter Phantasie spürt es all den Läufen des Mephistophelischen Prinzips nach, das alle Regung des Lebens und der Liebe heute gallig durchseht. Atemlos gespannt und gesteigert reizt die Handlung fort und mündet erschüttert in visionärer Schau.

„Der Kampf mit dem Engel“, ein Novellenband, vereinigt früheste und jüngste Prosadihtungen von einem leidenschaftlichen Gesange stärksten Naturgefühls. Unter der glutvollen Oberfläche einer spannenden Handlung wird die tiefere, mystische Einheit des Geschehens hell. Durch all die reifen Erzählungen, vor allem „Die Wölfin“, eine Apologie des Kriegserlebnisses, geht der tief-religiöse Gedanke des biblischen Gleichnisses: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“; der Mensch muß ringen mit den Rätseln der ungeheuren Natur, mit dem Geheimnis in ihm und außer ihm, und er muß höher wachsen in ein wahres Menschsein durch diesen Kampf um die Erkenntnis — durch diesen Streit gegen Gott um den Segen, den er erzwingen muß, wenn auch „mit verrenkter Hüfte“. Das wunderreiche Leben der Mutter Erde, des Alls, ist der Atem dieses Buches.

Schließlich „Das Gesicht des Jahrhunderts“, Briefe an Zeitgenossen, eine packende Folge mit größten Fragen, Tatsachen, Persönlichkeiten unserer Tage. Erschienen sind die Bände sämtlich im mit dem Dreigestirn Eulenberg, Thieß, Witz rühmlichst neu einsetzenden Verlage von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.

So sehr verschieden die Temperamente dieser Werke sich zeigen, allen gemein ist eine leis durchscheinende Dekadenz der tragenden Charaktere und die stets zutage tretende Idee von einer Weltwende, die aus vermodernden Generationen und Sitten eine neue, reine Menschlichkeit in einen jungen Hoffnungsmorgen schreiten läßt. Dies — hier zart anklingende, dort plastisch verlebendigte — Motiv erfüllt die Romane mit jener tiefen Sittlichkeit, die auch allen Höllebreugeln der oft satanischen Schilderung und alle Bedenklichkeit der Themen vor dem höchsten Forum dichterischer ethischer Verantwortungspflicht freispricht. Denn damit beweist der Dichter gerade den wahren Sinn seiner Gesichte von der Verworfenheit einer sterbenden Stadt und ihren Pfuhl von niederen Leidenschaften, von der Gefühlsinnigkeit einer verwerflichen Geschwisterliebe der Verdammten aus einer überzüchteten Adelsfamilie, von der sensiblen Kultiviertheit einer Frau und von der Zerklüftung unserer Zeit insgesamt, — damit legt er den Sinn bloß, daß er nicht

schlechthin negiert, sondern durch die Gegenätzlichkeit umsomehr all die hohen Werte wahrer Kulturgüter aufleuchten heißt und die Grundfesten des neuen Säkulums in diesen Erbgütern sieht.

So nennen wir in Frank Thieß einen Dichter unser, der die sichere Hand zu feinst geprägter Formung, das klare Auge für Gebrechen und Heilkräfte der Zeit, das reiche Herz zu stärkster Anteilnahme und innerstem prophetischen Erleben und vor allem den Geist zu selbstverantwortlicher Tat des Wortes eint.

Neben diesen Dichtungskristallen voll seltensten Weines stehen die Studien zu einer Ästhetik der Tanzkunst „Der Tanz als Kunstwert“, dieses Problem völlig erschöpfend, eine Monographie „Lucie Höflich“ und schließlich ein bitterer Kelch der Wahrheit: das Buch „Das Gesicht des Jahrhunderts“, eine festgefügte Kette von Essays, die sich teils in visieroffenem Angriff, teils zusammenfassend adreßlos mit allen zutiefst wesentlichen Äußerungen unserer Kultur auseinandersehen. Mit der erbarmungslosen Folgerichtigkeit des freien Geistes, des erlittenen Wissens und des sittlichen Gewissens eines berufenen Richters zer schlägt Thieß alle Götzen; Trug, Tand und Maske reißt er herab und zeigt der nackten, frierenden armen Menschlichkeit den Weg vom Ehedem ins Morgen, aus irrem Suchen auf den rechten Gipfelpfad. Die einzelnen Stücke handeln von Dichtung, Politik, Musik, Wissenschaft, von allen je wichtigen Dokumentierungen des Geistes, von ihrem Stande heute, von ihrem wahren Antlitz.

Ich zögere nicht eines kleinsten Bedenkens Spanne, dieses Buch das lebensnotwendigste unserer und kommender Generation zu nennen.

Paul Gurf

Von Siegfried Melchinger

„Abseits vom Markte und Ruhme begibt sich alles Große; abseits vom Markte und Ruhme wohnen von je die Erfinder neuer Werte.“ Dies Nietzsche-Wort hat ewige Geltung. Wo die Trommel der Reklame und der Mode am lautesten wirbelt, wo die vollen Häuser der Bühnen fast zerspringen ob dem Jubelgeschrei, das in ihnen laut wird, wo schreiende Zettel von „Unübertrefflichkeit“, von „reißendem Absatz“ (was ja das Wichtigste ist) zu brüllen wissen, dorthin verirren sich Große nie. Denn jeder Große ist einsam, muß einsam sein, um aus sich selbst schöpfen zu können, um sich selbst schaffen zu können. Wohl hat jeder Große in seiner Jugend einmal Berühmtheit gewollt, wohl war auch ihm früher einmal der glühende Stachel des Ehrgeizes Lenker und Leiter, aber wie kurz ist diese Zeit bei wirklich Großen! Wie bald erkannte Goethe die Nichtigkeit des Urteils seiner Leser und Hörer, wie bald begann Nietzsche, den Pöbel zu hassen! „Alles Große begibt sich abseits vom Markte und Ruhme.“

Auch Paul Gurf stand sein Leben lang fern vom Markte. Es ist ihm auch in seiner Jugend trotz heißen Bemühens nie gelungen, sein Werk in Szene zu setzen. Wohl hat er versucht, seine Dramen den Bühnen anzubieten — aber die Manuskripte verfaulten in den Pulten der Dramaturgen; wohl hat er versucht, Verleger sich zu gewinnen — keiner aber vergaß, daß nur dem Markte der Erfolg gehört. Paul Gurf stand allein; wohl hat er krampfhaft um Anerkennung gerungen — nie hat er sie bekommen. Nur einer erkannte — spät allerdings — die Kraft, die hier schuf und schafft. Ihm war es vorbehalten, wenigstens Paul Gurfs Namen ins Volk zu tragen: das war Julius Bab. Dreizehn Dramen, Novellen, Gedichte waren ihm im Manuskript bekannt, als er 1921 dem Dichter den Kleist-Preis verlieh, und veranlaßte,

daß wenigstens eines von den dreißig Dramen des Dichters gedruckt wurde. Aber auch er konnte des Dichters Werk nicht ins Volk tragen. Sechs Dramen kamen bisher zur Aufführung — an sechs Bühnen. Die Kritik hielt den Erfolg, der nicht zu bestreiten war, für eine Mache von Freunden und Verwandten, die der Dichter nicht hat, sie hat es fertiggebracht, daß Paul Gurt heute wieder in Vergessenheit gesunken ist. — Aber inzwischen ist der Dichter ein anderer geworden. „Natürlich rumort der alte Adam, der Eitelkeit heißt, lange genug; aber mit immer deutlicherer Entfaltung der Blume Leben wird man stiller und sieht sich selbst zu. — „Darum strebe ich nicht mehr nach Öffentlichkeit“ (aus einem Brief an den Verfasser). Ihm ist der tiefe Sinn, „die Mystik“ des Lebens, wie er es nennt, aufgegangen, und er glaubt, „daß es kein äußeres Schicksal gibt, das von dem inneren verschieden wäre“. Ihm ist es klar geworden, daß er — wenn ich so sagen darf — sein Schicksal selbst verschuldet hat, oder vielmehr, daß dieses sein Schicksal ihn so geschaffen hat, wie er heute ist. „Ich hätte wahrscheinlich nicht das ‚Schreiben‘ und mich innerlich so entwickeln können, wie es nun geschehen ist; ich hätte vielleicht meine ‚Eigenart‘ nicht erreicht“, schrieb er mir einmal; und dies ist ihm das tiefste Erlebnis seines Daseins, dieses Erlebnis hat ihn innerlich gereift und zu sich selbst gebracht. Grillparzer, mit dessen Schicksal das Gurks manches Gemeinsame hat, schreibt einmal: „Wer aber einmal die Süßigkeit des Umgangs mit sich selbst genossen hat, der kehrt nicht mehr zurück. . . . Alles fügt sich nach seinem Sinn, und selbst, was sich nicht fügt, was ihm widersteht, ihn quält, ist doch wenigstens sein Gedanke, sein eigenes Werk. . . . So lebt er in seiner eigenen Welt, unwiderprochen, alles gebietend, alles nach eignen Gesetzen lenkend.“ Da können wir es auch unserem Dichter nicht übelnehmen, wenn er den Zusammenhang mit der Öffentlichkeit aufgegeben hat.

Ueber Paul Gurks Leben ist wenig zu sagen. Am 26. April 1880 in Frankfurt a. d. Oder als Sohn eines Postfahrers geboren, sollte er auf den Rat seiner Lehrer auf Grund seiner hervorragenden Zeugnisse Lehrer werden. Obwohl er selbst Maler werden wollte (er zeichnete schon mit fünf Jahren und begann auch schon zu modellieren), kam er in die Berliner Präparandenanstalt, dann ins Seminar, immer ein vorzüglicher Schüler. Doch mußte er bald den Lehrerberuf aufgeben, da er das lange Sprechen nicht aushielt, und kam so in den Berliner Magistrat als — Bureaugehilfe. 1918 wurde er Stadtobersekretär und ließ sich dann, nachdem er 15 Jahre Dienst getan hatte, abbauen. Jetzt lebt er von Pension und Wartegeld in Berlin, da er von dem Einkommen aus seiner literarischen Tätigkeit nicht lange leben könnte. Es ist ein ungemein tragisches Schicksal, daß ein so hochbegabter Mensch fast sein ganzes Leben lang Subalternendienste tun mußte. Seine Begabung ist geradezu umfassend. Mit fünf Jahren zeichnete er schon, mit neun Jahren schrieb er sein erstes Drama (einen „Catalina“), mit 17 Jahren bekam er ein Klavier und begann bald darauf zu komponieren. All dies pflegt er auch heute noch. „Ich male, komponiere, dichte, wenn der Zwang unwiderstehlich wird“, schreibt er einmal. Nur in einer von diesen Künsten ist er hervorgetreten. Und auch da nur wenig!

Fünf Werke sind von dem Dichter im Druck erschienen, ein Drama („Thomas Münzer“), ein Novellenband („Dreifältigkeit“), ein Roman („Die Wege des teilschen Hans“), ferner „Sabeln“ und „Das Lied von der Freundschaft“ und der Roman „Meister Eckhart“. Die Tragödie „Thomas Münzer“ (1922 bei Oesterheld & Co. in Berlin, Preis 2.— M.) ist anlässlich der Verleihung des Kleist-Preises (1921) erschienen. Ihre Uraufführung fand im Winter 1922/23 in Breslau statt. Die wilde Leidenschaft und Unruhe der Bauernkriege gibt den Hintergrund, vor dem sich in weitgeschwungener Linie die Tragödie eines Menschen abspielt, der sein Leben um nichts dahingeben muß. Denn das, worum er kämpfte, die Freiheit des einzelnen, kennen seine Bauern nicht. Die fürchterliche Erkenntnis des Thomas,

daß er umsonst gekämpft hat, macht aus dem Drama eine der furchtbarsten Tragödien unserer Zeit. Das Ganze durchzieht eine zweifache Handlung. Während sich auf dem Hintergrund die Tragödie der Bauern abspielt — rein äußerlich, denn innerlich sind ja die Bauern voller Glauben, Sehnen und Hoffen auch noch im Ende — spielt im Vordergrund die Tragödie des Helden, die ganz in das Innere des Herzens verlegt ist. Um dieser Zweiteilung willen ragt das Werk weit über naturalistischen Objektivismus (Hauptmanns „Florian Geyer“) und expressivistischen Subjektivismus (Wolf u. a.). Paul Gurf hat hierin — rein formell — die Synthese zwischen den beiden Hauptströmungen unserer neueren Literaturgeschichte gefunden und ist damit einer der Begründer jener neuen Klassik geworden, die Dichter wie Hanns Johst, Joachim v. d. Golz u. a. erstreben. Im Gehalt aber ist dieses Werk im tiefsten Sinne aus der Erkenntnis der Zeit geboren, die dem Dichter glühend mit seiner eigenen Erkenntnis im Herzen brannte, als er den „Thomas Münzer“ schuf. — Die fünf Prosawerke sind im Verlag von Friedrich Eitz (Trier) erschienen, dessen Lektor Max Tau, Freund und Vorkämpfer des Dichters ist. — Ganz vom Sturm wütender Enttäuschungen durchtobt ist der Roman „Die Wege des teelschen Hans“. Er gestaltet die Tragik eines Menschen, der im „Schein das Wesen“ sehen will, der immer nur Masken leben kann. Eine wundervoll herbe, schwere Sprache hebt das Werk weit über die Durchschnitts-Unterhaltungsliteratur. Man muß sich in es hineinarbeiten, nur so kann man die tiefen Wahrheiten begreifen und erfassen, die dem Dichter aus der Seele fließen. Der „teelsche“ (einfältige) Held des Romans schlägt in plötzlich aufkeimendem, furchtbaren Haß gegen die Rücksichtslosigkeit des Lebens einen Reichen zu Boden. Im Gefängnis brütet er an der Rache. Nach seiner Entlassung wird er Fälscher, dann Spekulant. Herrscher will er sein und wird es. Aber wie dem Fälscher kein ursprünglich-eigenes Werk gelingt, so kann der „Herrscher“ keine Tat vollbringen, weil er unfähig ist, zu leben, weil er im „Schein das Wesen“ sieht. Er wird getrieben, beherrscht — immer und immer. Bis er einmal den Entschluß faßt, um jeden Preis selbst etwas zu vollbringen. Ein armes, unschuldiges Mädchen kommt ihm vor die Augen. Er hält ihre Unschuld für Maske, und während er sie verführt, Kocht in ihm der wilde Triumph des Siegers. Er glaubt sie zu überführen und verrät sie:

„Sein Lilacoupé fährt zur Börse.

Auf der Brücke stutzt der neue Kutscher und hält an. Menschen haben sich zusammengeballt und starren über die Brüstung. Dann wird ein nasser Fleck sichtbar. Haare schleifen . . .

Der Spekulant sieht heraus. Warum fährt man nicht? . . . Es ist nur ein junges Mädchen aufgejagt worden . . .

Gretchen . . .

Die erste, beste, wollte er vernichten. Sie war die erste . . . beste!“

Ganz im Gegensatz zu diesem sturmdurchtobten Werk atmet heilige Ruhe aus dem „Lied von der Freundschaft“, einem novellenartigen Werkchen, das nach des Dichters Wandlung entstanden ist, und die Ueberleitung gibt zu seinem größten Werk, das soeben erschienen ist, zum „Meister Eckehart“. Das „Lied von der Freundschaft“ durchweht ein sanftes Säuseln, und in diesem Säuseln ist die Erkenntnis von der Freundschaft, die weit mehr ist als Liebe. Es ist der Weg zur Erkenntnis Gottes, wie alles Schaffen unserer Zeit auf das Religiöse hindrängt. Hanns Johst schuf seine „Propheten“, Hermann Burte schafft an einem „Odin, Buddha und Christ“, die Dichter um den „Gral“ suchen eine neue Verbindung mit der mittelalterlichen Mystik (die Sammlung „Rückkehr nach Orplid“, von Dr. Martin Rosenbach gibt Aufschluß darüber), so geht auch Paul Gurf seinen Weg. Der „Meister Eckehart“ hat Zeugnis davon abgelegt.

Es mag vielleicht scheinen, daß hier das Lob des Dichters in zu hohen Tönen gesungen ist. Aber Goethe sagt einmal, wenn man von einer Arbeit über einen Menschen das wegnehme, was die Liebe eingegeben habe, so bleibe nur wenig mehr übrig. Dies gilt auch für diese Zeilen. Ich glaube, daß Paul Gurr einer unserer Großen ist, ich liebe seine Werke — mein Wort ist nicht an die Masse gerichtet. Paul Gurr wird nie eine Gemelnde der Masse haben. Aber wenn ein paar sympathetische Menschen in dem Dichter Verwandtes erkennen sollten, bin ich reich belohnt.

Josef Ponten

Von Hermann Sternbach

In den „Erinnerungen eines Knaben“ (in der Novellensammlung*): Der Knabe Vielnam) steht der Satz: Ich hasse leichtfertigen Mißbrauch der Worte. Im „Meister“: Die Kunst ist das Mittel des Menschen, Gott die Welt nachzuschaffen. Dann wieder der Satz: Nur wenige wissen, wieviel göttliche Form eine mathematische Rechnung enthält.

Dies als Inschriften zu den Pforten, die in das Reich des Dichters Josef Ponten führen.

Der Mensch Ponten, der in dem Dichter gärt und schwillt, dünkt mir keine geringere Großmacht als der Künstler selbst. Ein Charakter: wetterfest, mannhaft und gesonnt. Nach außen hin scheint das hierher nicht zu gehören, darf aber doch nicht unerwähnt bleiben. Denn in Wahrheit zeugt die Persönlichkeit den Künstler, der Künstler wieder formt die Persönlichkeit oder, mit Ponten zu reden: der Künstler erfüllt die sinnvolle Anordnung all derjenigen Bestandteile, die als Ganzes den Menschen, und zwar den erlebenden und schaffenden, ergeben. Der Mensch Ponten ist in mir erst durch den Dichter Ponten laut geworden. Die Behauptung, den epischen Menschen aus dessen Epikon zu erkennen, mag seltsam anmuten. Bei Ponten liegt der Fall so. Es muß sodann ein überstark Persönliches in seinem Schaffen sein, wenn aus ihm Künstler und Mensch zusammen vor dem Leser herauswachsen. Beide gleich groß, gleich einprägsam, festgewurzelt und hochragend. Wie ein Meisterbau. Füge ich noch hinzu: wie ein gotischer — so sind damit die Konturen seines schaffenden Wesens umrissen.

Ponten ist Gotiker. Mit dem Begriff sei das Gepräge gegeben etwa in dem Sinne, wie man von Hölderlin als einem Hellenen spricht. Hier und dort tiefinnere Sehnsucht — Sehnsucht „nach sinnvoller Anordnung“. Die Suche und die Sucht, das Leben durch Formgebung zu bewältigen und zu binden. Das erfordert Kraft und Vernunft; das will Herz und Auge, bedingt Ahnung und Begeisterung. In Ponten wirkt ein starker, bewußter Formwille. Die literarische und empirische Seele sind in ihm glücklich vereint. Es wissen sicherlich nicht allzuvielen, daß Ponten auch auf dem Gebiete der Geographie, Geologie und Architektur nicht als Letzter mitzureden das Recht hat. Es sind dies Wissenschaften, denen ein leichtfertiges Prassen mit überflüssigen Worten zuwiderläuft. Einen schöpferischen Trieb von geringerer Stärke würde dieser breite, überreiche Strom des Wissens um der Erde Wesen, Werden und Sein, kurz: um ihre Architektur („die geologische Wissenschaft erzählt die Geschichte eines Landraumes in der Art eines epischen Ablaufes“) ganz einfach wegschwemmen, verschütten und nicht mehr zur Oberfläche durchbrechen lassen — die künstlerische Potenz Pontens vermochte diesem Strom nicht nur standzuhalten, sondern denselben in ein geregeltes Bett zu bringen.

* Sämtliche Werke sind in der „Deutschen Verlagsanstalt“ Stuttgart erschienen — mit Ausnahme des Bandes: Kleine Prosa (bei Fr. Linz, Trier).

und sich nutzbar zu machen. Ponten ist ein heißer Erleber und das Urige seiner Erlebniskraft war ausschlaggebend und hat für den Dichter entschieden. Der Gestalter war, den Forscher übervorteilend, über ihn hinausgewachsen. Der Kunst zum Heil, der Wissenschaft nicht zum Schaden. „Man kann sich daran gewöhnen, mit den Augen der Wissenschaft künstlerisch zu sehen.“ So sehr Ponten Dichter ist, so wenig ist er Literat. Er kennt die Bibel, kennt den gotischen Bau. Alles andere, was den Dichter ausmacht, liegt in ihm, der Bauern (mütterlicherseits) und Handwerker (vaterseits) kraftstrotzendem, naturelhem Nachfahr. Wer aus solchem Gehege kommt, bringt viel Urwüchsiges mit: Herbheit, Eigenwillen, Selbstheit („Es erschien mir unehrlich, unmännlich, schamlos, mir fremde Gedanken anzueignen“). Scharfsicht, Eindrang. Innige Erdgebundenheit und wurzelhafte Naturverbundenheit. Dieser Umstand muß mit Nachdruck betont werden, denn in seiner Herkunft wurzelt neben manchem anderen der schlichte, echt deutsche Erzählerton, der seinen Büchern eigen ist. Hier haben ihren Ursprung auch die Einsicht und Liebe, die er Vertretern des niederen Volkes entgegenbringt.

In der Geschichte deutscher Prosa bedeutet Ponten einen neuen, aprilenen Sonnenmorgen, in dem noch unverbrauchte Kräfte und Säfte rumoren. Wollen wir uns nach einer Analogie in der Literatur umsehen, wir müssen an die knappe, männliche Prosa Heinrich von Kleists denken. Damit ist aber die Spezies Ponten nicht erschöpft. Was Ponten von Rochus in „Jungfräulichkeit“ spricht, kann Punkt für Punkt auf dessen Schöpfer angewendet werden. Der hier auftritt — lautet die Stelle — ist ein Scharfsichtiger, ein Fragesteller, ein Rätselrater, der dort Rätel brennen fühlt, wo andere süßes Behagen empfinden, der alle Lust als fragwürdig, als einer Frage würdig erkennt, der übersichtlich ist und über die Mauer des Letzten ins Allerletzte zu schauen begehrt. Damit ist die Motivfülle des Dichters angedeutet, seine Stoffwelt. Es ist die Welt, die Welt mit all ihren Wonnen und Wehen, deren Uebergewalt er in künstlerische Form zwingt. Seine gestaltende Kraft quillt aus heißer, inbrünstiger Welterfühlung, an Stärke und Einfachheit einem Naturquell gleichend, auch darin ihm gleichend, daß sie in ihrem elementaren Drang, in ihrem Ringen nach Äußerung rücksichtslos Dämme bricht und Hinderungen nimmt, die sie einengen, eindrücken, einschnellen wollen. Daraus ist die vorherrschende Stellung des Zeitworts im Stil dieses Dichters zu erklären. Daher das Lebendige, Stets-Tätige seines Stils: quellartig rollend. Dabei sind die Vorstellungen einfach und mit einfachen, aus dem Born der Volkssprache geschöpften Worten ausgedrückt. Daraus ist ferner die herrschende Rolle der Begebenheiten und Landschaften in seiner Prosa zu beurteilen. Sie sind es, die sich den Menschen, den eindeutigen Menschen, ihren Bestandteil formen: vielfältig, eigener Vielfalt gemäß. Durch Landschaft und Begebenheit dringt der Dichter in der menschlichen Seele tiefste Schlupfwinkel ein, belichtet sie und macht das verborgen Gewesene sichtbar. Die in Licht gebadete „Insel“, der herrlich-graue „Gletscher“, der exotisch-berauschende „Urwald“ u. a., sie alle sind Gott nachgeschaffen, sind seelische Erscheinungen. Das Erkennen des Menschen kommt aus der eindringlichen Kenntnis der Landschaft. Um beider Verborgenheiten weiß Ponten Bescheid. Er kennt den Menschen in seiner Abgründigkeit nach unten und nach oben. Seine Menschen sind keine komplizierten Naturen; sie sind durchsichtig, eindeutig, aber in ihrer Eindeutigkeit ungewöhnlich; sie sind kraftvoll und es leidet sie nicht in dem Gleichtaft des tägigen Einerlei; sie hungern nach Fastnachträuschen; es braust in ihnen. Denn Weltall ist in ihnen und sie selber sind Weltallteile.

„Alles ist Gott, was der Mensch sinnvoll und mit reinem Herzen macht.“ Das beleuchtet Pontens Auffassung von Kunst und Künstler, Gerufenen und Berufenen. Ponten hat über Schaffen und Schöpfer nicht minder nachgedacht als über all die vielen Probleme und Gegebenheiten, die: Welt, Mensch, Leben einfach benamt, abgründig und vielströmig

sind und voneinander geleitet und geformt oder gedrängt und bedrängt, zusammen in ein Bodenloses münden, in ein Ur-Tiefes, wo Gott, Mensch und Natur in Eins zusammenfließen: ein Endloses. Landschaft, Begebenheit, Mensch, Heute, Dasein — das alles sind gigantische Meilensteine, die sich in den Himmel mühen, sind Wegweiser in den Kosmos. Darum quellen seine Bücher von Leben über, von bejahendem lebendigen Leben mit all dessen Wonnen und Wehen und Qualen und Räuschen. Der urwüchsige Naturmensch findet für das Erhebende und Zermalmende Worte von ergreifender, erschütternder Einfachheit. Wie Schwertstreiche muten bisweilen seine Worte, seine Sätze an. Wie Quadern fallen seine Wortbildungen wuchtig und genau in den für sie bemessenen und bestimmten Raum. Die Sprache ist sinnlich plastisch, von lebhafter, innerer Rhythmik durchtränkt. Ponten erschließt sich die Welt als Klang. Auch der gotische Dom ist ihm nichts anderes als ein herauschender Hymnus der Steine, Blöcke und Quadern, ein Abschein göttlicher Schönheit. Ein Dichter, dem göttliche Form in einer mathematischen Rechnung sichtbar wird, muß einen stark entwickelten Sinn für Form, ein ungetrübtes Empfinden für edle Formlinien haben. Ponten hat ein architektonisches Gewissen. Seine Prosa ist — wie Wilhelm Schneider treffend beobachtet hat — nach architektonischen Gesetzen gebaut. Nach den Gesetzen der gotischen Domstruktur — vom Fundament bis zum Giebel. Des Dichters angeborener Sinn für Architektur (der Vater war vorerst Dorfschreiner, hierauf Baumeister in Aachen) tritt rein äußerlich schon in der Wahl der Stoffe zum Vorschein. „Der babylonische Turm“ ist ein in dreizehn Stockwerken aufgebauter Roman. In seinen Büchern erheben sich vielfach Dome, ragen Türme, wirken Meister oder Stümpfern solche, die es zu sein wäghen. Alles und alle von der Hand eines Könners geformt, von seinem Hauche belebt, von seinem Blut erwärmt, von seinen Visionen umglutet. Sie sind durch ihn und er ist in ihnen allen. Eine Persönlichkeit mitten in den Brandungen des Lebens und auf den Höhen der Kunst.

Ein Kröjus an künstlerischen Werten.

Martin Bormann*)

Von Otto Brattskoven

Unter den jungen deutschen Schriftstellern im ausgesprochenen Wesensbereich der Prosa nimmt Martin Bormann eine vorzüglich besondere Stellung ein. Keineswegs überraschte er in seiner zuerst in Buchform veröffentlichten Erzählung „Venus mit dem Orgelspieler“, auf die in Heft 6 hier (1922) nachdrücklich hingewiesen wurde, durch die geniale Aufhellung menschlicher oder kosmischer Verknüpfungen, aber die Bewältigung der vorgefaßten Inhalte zeigte eine Epik, die unangekränkt aus gänzlich selbständiger innerer Sicherheit erwuchs. Zugleich erkannte man eine sprachliche Prägung, die ihre Haltung im natürlichen Anschluß an die auch in der deutschen Vergangenheit traditionshaft ruhende edle Artistik geltend machte, ohne an Innerlichkeit einzubüßen. Goethe, Kleist, Stifter, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer sind die Ahnen, an Erscheinungen unserer Gegenwart fällt von Bormann der Blick auf Thomas Mann und Wilhelm Schäfer; aber auch der heftigere Rhythmus von Heinrich Mann, die geistige Straffheit Otto Flakes und die natürliche Innerlichkeit von Hermann Hesse hat sich untergründig durchgewirkt. Nichtsdestoweniger erkennt man keine direkte Abhängigkeit, sondern die Führung des Stils ist ohne stilistische Clownerien durchaus individueller Wuchs und gewinnt bezeichnenderweise durch einen Flug zum Leben ge-

*) Werke: „Venus mit dem Orgelspieler“; „Der Don Juan der halben Dinge“; beide: Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. „Die Mißhandlung“; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig. „Sunda. Eine Reise durch Sumatra“; Frankfurter Societätsdruckerei, 1925.

brachten Humor, der sonst kaum in der, allenfalls die Groteske kultivierenden, jungen Generation vorhanden ist.

Dieser nicht vergangene Zeiten aufwärmende Humor ist das schönste Kennzeichen der Prosa dieses jungen Schriftstellers. Durchaus nicht drängt sich diese gütig-tragische und lebensvolle, die Diktion des glücklich ziselierten Stoffes etwa verwässernde Grundhaltung vorwiegend bestimmend auf, aber sie blüht geheim wie eine seltsame Blume und läßt die Gabel in eine auch das Menschliche mollartig anrührende Stimmung ausklingen, die die tiefere Bedeutung dieser Prosa ausmacht. Am stärksten hat sich späterhin diese künstlerische Eigenart in einer Erzählung „Die Mißhandlung“ Gestalt geschaffen, während ein letztes Werk „Der Don Juan der halben Dinge“, vereint mit der frühen Erzählung „Mirjam“ (1918) und „Der Zwerg und das Grammophon“ (1922), weniger zu überzeugen vermochte, da hier die Gefahr eines Abgleitens in Geföhntheit der Darstellung charakterologisch unterwertiger Menschen drohend aufzutauhen begann.

So war es für den Künstler ein Glück, daß er der Enge täglichen Gleichmaßes durch eine große Reise zeitweilig zu entrinnen vermochte. Der Rechenschaftsbericht liegt jetzt in einer großen Publikation „Sunda. Eine Reise nach Sumatra“ vor, vereint mit Bleistiftzeichnungen und Aquarellen von Siegfried Sebbä^{*)}. Ein Umschwung der Welanschauung kündigt sich in dieser die Erotik nicht hymnisch umschreibenden, sondern mit dichterischer Besinnlichkeit die schlichte Anschauung zum Symbol erhebenden und seelisch-kämpferisch zur tiefen Lebensbejahung vordringenden Publikation an. Ueber die verschiedenfachen Situationen der fremden Welt, die durch die plastische Sicherheit des epischen Vermögens ohne die systematische Trockenheit ähnlicher Aufzeichnungen eine Bejahung verlangt, kann nicht vergessen werden, daß hier auch die Quelle neuer Kunstwerke erzählerischer Natur offen zutage liegt. In der Sache nur eine Ankündigung, wird es doch nicht ausbleiben, daß man von dem jetzt schon ein eigenes Gesicht besitzenden Prosaschriftsteller Martin Bornmann organisch an die bisherigen Werke sich anschließende Gestaltungen erhoffen kann.

Danziger Theaterbrief

Von Willibald Omannowski

Nun, da wir auch in Danzig auf dem besten Wege sind, ein unserer Stadt und ihrem Rufe würdiges Theater zu bekommen, wölbt sich über uns die Dunkelheit wirtschaftlicher Not, in der man bald nicht wissen wird, ob man daraus überhaupt noch einmal zu geordneten Verhältnissen zurückfindet. Was jahrelang vermessentlich unterlassen wurde: wirklich ernsthafte Kunstarbeit, soll nun — man mag nicht daran denken — unter dem Zwange wirtschaftlicher Nöte, in denen Wichtigeres gefährdet ist, aufsteigend zusammenbrechen. Immer mehr verdichten sich die Gerüchte zu Tatsachen, daß der Abbau der Oper in Folge der mißlichen Finanzverhältnisse des Freistaates ernstlich in Erwägung gezogen ist. Es ist dabei ein sehr schwächlicher Trost, daß viele Großstädte des Mutterlandes in der gleichen Lage wie wir sind, aber man überfieht dabei zu leicht, daß dort die Bundesstaaten schützend hinter den gefährdeten Kulturgütern stehen, während wir auf uns allein angewiesen sind und sehen müssen, wie wir mit den Dingen fertig werden. Die verantwortlichen Stellen Danzigs, an der Spitze der dem Theater und seinen gegenwärtigen Sorgen warm zugewandte Kultursenator Strunk, sind sich wohl bewußt, was die Preisgabe der Oper und eine Einschränkung des künstlerischen Betriebes überhaupt für das gesamte kulturelle Leben des ohnehin von den kraftsparenden Quellen abgeschnittenen deutschsprachlichen Ländchens bedeuten muß, und aller Augen sind erwartungsvoll auf den Senat

^{*)} Verlag Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M.

gerichtet, dem man in dieser unendlich weittragenden Frage unbedingt vertraut. Schon die nächsten Wochen sollen die Entscheidung bringen; möge sie so ausfallen, wie es diejenigen Kreise — und das sind die überwiegenden —, die nicht einseitig wirtschaftlich orientiert sind, von den zuständigen Stellen erwarten.

Gleich der Auftakt der Spielzeit war erhebend. Wir erlebten zwar schon oft vielversprechende Anlässe, die sich dann mehr und mehr in Nichtigkeiten verließen, aber diesmal ist doch der Wille, aus der provinziellen Genügsamkeit herauszukommen, so stark, daß man wohl nicht zu weit geht, von einem grundsätzlichen Wandel der Dinge zu sprechen. Das bewies die Eröffnungsvorstellung, für die Klubunds Märchen vom „Kreidekreis“ gewählt worden war. Das Spiel des alten Chinesen Li-Hing-Tao, das ein gewissenhafter Sprachler ins Deutsche hinüberschusterte (siehe Reclams Universalbibliothek!) hat Klubunds durch Verschiebungen, Änderungen, Hinzufügungen durchaus neu geschaffen. Die feine Einfühlung dieses Poeten in die alt-östliche Welt ist ebenso bewundernswürdig wie seine längst bekannte Kraft, die Sprachkünstlerischen Wurzeln aus dem Musikalischen wachsen zu lassen. Alles singt und klingt in diesem kindergläubigen Märchenspiel, das sich an den schlicht-frommen Menschen wendet und an seine Hoffnung auf die ewig waltende Gerechtigkeit. Die Aufführung zeigte den neuen Oberpielleiter Dr. Herm. Grußendorf gleich sicher als Regisseur wie als szenischen Bildner. Unter den Solisten gaben Ueber-die-Stunde-Bleibendes Ellen Murrhammer (Heltang), Lothar Firmans (Bruder) und Heinz Brede (Ma).

Als zweite künstlerisch und literarisch höchst beträchtliche Aufführung gab es Heinrich Manns „Madame Legros“. Bei manchen Schwächen, die das Bühnenwerk des wesentlichen Erzählers und großen Novellisten hinsichtlich seiner Struktur, Sprache und der Notwendigkeit der Beweisführung hat, zeigt diese „Madame Legros“ doch den geistig-ethischen Willen des Dichters, der, wie wenige heute, Rufer zu neuem Menschentum ist. Es scheint heute, da wir aus dem Schutt einer zerfallenen Welt nach Hoffnung suchen, mindestens so wichtig, uns wieder einhämmern zu lassen, daß wir Menschen sind, wie uns über einen starken Dramendichter zu freuen. Denn diesen Heinrich Mann zu hören, ist Lebensgebot, weil wir im Begriff stehen, zu vergessen, daß am Anfang der Dinge der Mensch steht. Dr. Grußendorf bot eine Kammer-spielmäßige Aufführung, die recht achtbar war und in der sich Dora Ottenburg in der Titelrolle rühmlich hervor tat.

Mindestens sehr interessant war auch die in Berlin viel gespielte „Ueberfahrt“ (Outward bound) des Engländers Sutton Vane. Der Autor kennt seine Leute. Er bringt Leichtgruseliges, erschrickt weniger als er litzelt, plaudert bald ein bißchen wie Shaw, bald wie Strindberg, bald wie Wilde und setzt so trichhaft drei wirksame Akte zusammen, in denen es häufig mehr als einem lieb ist nach Heilsarmee und amerikanischer Priesteraktion schmeckt. Die ganze Angelegenheit dreht sich um die Frage, was nach dem Tode mit dem „ewigen Richtersstuhl“ los ist, und sie wird so beantwortet, daß wir alle recht ruhig dem Prozeß entgegen sehen können; wenn es so ist, wie es uns Herr Sutton Vane verspricht. Intendant Schaper, der das Werkchen persönlich geordnet hatte, zeigte wieder einmal, daß er ein guter Regisseur ist, wenn es, wie hier, gilt, den Kern der Dinge bloßzulegen, das Wesentliche aus Verschüttungen hervorzufördern. Auch von den Darstellern ließ sich nur Erfreuliches sagen.

Schnitzlers jüngstes Werk, die „Komödie der Versuchungen“, ist ein echter, rechter Schnitzler, ohne neue Ägze zu zeigen. Wieder gibt er markante Ausschnitte aus dem Leben des aristokratischen Wiens der Habsburgzeit. Es wird fast ausschließlich geliebt, geliebt, paarweise, über Kreuz usw. Wieder gibt Schnitzler seine zarte Stimmungskunst, die den Hörer wie Musik einfängt, aber hier durch Häufung und Verdickung der Vorgänge oft recht erheblich ermüdet. Im

Schaffen des Meisters kann dieses Werk sein oder fehlen, es tut nichts. Heinz Bred e, der es charakteristisch inszenierte, tat wohl daran, den weitgesponnenen dramatischen Roman nahezu auf die Hälfte zusammenzustreichen; es blieb dennoch eine bald vierstündige Aufführung, in der es eine Reihe starker Momente gab, ohne daß das Werk durch die nötigen Proben zu jener Spielgeschlossenheit gebracht worden wäre, die bei Stücken dieser Gattung unerlässlich ist. Zwischen solchen Werken seriöser Art lief dann noch ein Lustspiel von Walther Ilges, „Das weiße Kästchen“, das wegen seiner völligen Wertlosigkeit schleunigst vom Spielplan verschwand.

Mag Halbe, dem Dichter unserer engeren Heimat, war anlässlich seines 60. Geburtstages eine besondere Festwoche gewidmet, in der vier Bühnenwerke des Dichters zur Aufführung gelangten. Den nachhaltigsten Eindruck hinterließ „Der Strom“, von Heinz Bred e wirkungsvoll in Szene gesetzt, während „Jugend“ mit seiner gewohnten zündenden Wirkung versagte, weil die Vertreterin einer der Hauptpartien, das Annchen, schwer enttäuschte. Die „Freiheit“ brachte es wenigstens zu einem Achtungserfolg, aber mit dem „Ring des Gauklers“ war es ein regelrechter Reinfall; das lag weniger an der Aufführung als am Werk, dessen Schwächen gar zu augenscheinlich sind.

Mit lebhaftestem Interesse wurde Wilhelm von Scholz' letztes Drama, die „Gläserne Frau“, aufgenommen. Wieder spricht aus Scholz' geheimnisvoller Dichtung die Sehnsucht eines Mannes, der dunkel und doch unbeirrbar fühlt, wie sehr unsere arme Seele in der Knechtschaft des Leibes schreit. Ihr zur Freiheit verhelfen will dieser Wilhelm von Scholz. Die Sehnsucht nach der Seele weist ihm auch hier wieder den Weg. Er schreitet ihn ernst und einsam und gläubig und verbissen. Er ist unter den gegenwärtigen Dichtern einer der strengsten, geistigsten, verantwortungsbewusstesten. Vieles freilich muß man von Scholz hinnehmen, wie er es uns gibt: als Summe seiner Erkenntnis. Die Skeptiker und Verneiner werden dadurch nicht geringer werden, aber nachdentlicher bestimmt. Unter Scholz' Dramen ist dieses sein bisher szenisch festestes, Dr. Grußendorf, dem der Dichter persönlich helfend zur Seite stand, gab dem Spiel guten Innenklang, Stille und erdhasfte Jenseitigkeit. Die beiden Hauptgestalten fanden in Elli Murrhammer und Heinz Bred e glaubhafte Darsteller.

Ein „Apotelspiel“ von Max Mell (der sich neuerdings erfolgreich mit dieser Gattung beschäftigt) hat mit Kunst wenig oder gar nichts zu tun. Mehr Freunde fand da schon ein älteres Stück von Paul Apel, „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt“, dem Arthur Armand als Regisseur eine sehr kluge, aufs Traumhafte eingestellte Stimmung zu geben wußte. Wenn man ein Werk wie Shakespeares „Viel Lärm um nichts“ an einem technisch so stark gehemmten Theater wie dem unserigen aufführt, so ist das von vornherein eine sehr problematische Angelegenheit: tatsächlich erwies sich die Wahl dieses ohnehin schwachen Stückes als wenig glücklich, und man kann angesichts der Verhältnisse die darauf gewandten Kosten, Mühe und Zeit nur bedauern. Ein alter Stamm harmloser findet immer noch viel Spaß an Lustspielen minderer Art, seien sie noch so alt, noch so abgebraucht in der Verwendung der Effekte; in diesem Zeichen „stiegen“ Rudolph Lothars „Schöne Melusine“ und die „Möhrenwäße“ von Impekoven und Mathern.

Dankbare Aufnahme seitens der Kleinen ernstesten Kunstgemeinde fand sodann eine Reihe gutgewählter und gut vorbereiteter literarischer Morgenfeiern. In ihrem Rahmen ließ Dr. Grußendorf den in Kunst dilettierenden König Friedrich den Großen lebendig werden. In ähnlicher Weise wurde auch der ungleichen Jubilare Nießsche und Johann Strauß gedacht. Viel Anregung und echte Freude vermittelte das Werk des köstlichen Christian Morgenstern. Auch drei lebende Dichter erschienen persönlich am Vortragstisch; aber während Mag Halbe und

Wilhelm von Scholz wenigstens ein paar hundert Zuhörer fanden, sah sich der schwer ringende Heinrich Lersch mit seiner ernsten, harten Kunst nahezu vor leerem Hause.

*

Die Oper begann mit Wagners „Meistersingern“ so überraschend, daß man durchaus von einer Festaufführung sprechen konnte. Der Beifall des als recht kühl und begeisterungsschwer verrufenen Danziger Publikums steigerte sich von Akt zu Akt und nahm am Schlusse Formen an, die uns hier fremd geworden sind: die Besucher strömten nicht wie sonst reißend zu den Garderoben, alles verharrte in begeistertem Applaus, und als am Schlusse neben den Solisten sich auch nach langem Rufen endlich Operndirektor Cornelius Kun zeigte, schien man zufriedenen, und erst sehr langsam leerte sich das Haus. Mit dieser Aufführung ist der Beweis erbracht, daß die Danziger Oper noch nicht verloren ist, trotzdem die letzten Jahre mehr als eine vorübergehende Agonie zeigten. Auch das Orchester, das aus seinen Verkehungen und Wirrungen nun doch zu ernster Kunstarbeit zurückgefunden hat, war auf einer Stufe, die wir hier nicht für möglich hielten. Das ist einzig das Verdienst Kuns, der, souverän über seiner Aufgabe stehend, aufs neue zeigte, was er schon mit seinem Gastdirigieren bewiesen hatte: daß er den glänzenden Ruf gerechtfertigt hat, der ihm vorausging. Seit Selmar Meyrowitz saß hier wieder ein Dirigent von überragender Bedeutung am Pult. In seinem Oberspielleiter Hans Schmid scheint Kun den Gehilfen zu besitzen, der der überaus schweren Aufgabe, an einer Bühne von derartiger Schartefigkeit zu arbeiten und gut zu arbeiten, gewachsen ist. Noch ist er freilich nicht in vollem Maße Herr der Situation, noch kommt er nicht in gleicher Weise aus all den Pässen und Fallen, die ihm diese Urväterbühne beschert, gleich glücklich heraus, aber er zeigt doch unzweifelhaft mit dem bisher Gebotenen, daß er gar bald sein Arbeitsfeld übersehen haben wird, um sich dann voll zu entfalten. Paul Breßlers schönes Stimmaterial und belebtes Spiel schuf einen würdigen Sachs, und in Bruno Korell haben wir nach langer Zeit einen echten Heldentenor, der mit seinem Stolz ver sprach, was er als Tristram, Siegfried, Radames u. a. halten wird. Weniger gut schnitt Friedl Kauffmann als Evchen ab, doch bewies sie später als Mimi in Puccinis „Bohème“, daß sie nicht nur eine brauchbare Sängerin, sondern auch eine eindrucksvolle Gestalterin sein kann. Auch diese Aufführung stand unter Kuns Leitung auf sehr beträchtlicher Höhe, wenigstens was die orchestrale Leistung betraf. Die übrigen Solisten erreichten nicht viel mehr als ein solides Mittelmaß. Neben der Mimi war es nur Felicitas Tzichy, die als Musette höheren Ansprüchen genügen konnte. Fredy Busch ist als Rudolf bei glänzender Höhe noch zu wenig in den übrigen Registern ausgeglichen, blieb auch im Spiel vielfach recht farblos.

Günstiges läßt sich auch über den „Fliegenden Holländer“ sagen. Leider war durch plötzliche Erkrankung des Spielleiters Hans Schmid manches noch nicht in der wünschenswerten Weise szenisch erreicht. Immerhin hob sich auch dieser Abend ganz wesentlich von denen früherer Jahre ab. Namentlich im „Holländer“ klangen die Chöre edel und frisch. Paul Breßler ist noch nicht der Holländer; durch Indisposition schwer gehemmt, kam er noch nicht zu dem Ziele, das ihm wohl vorgeschwebt haben mag, aber als Darsteller gab er dem fluchbeladenen Mann doch recht markante Züge und wuchs gegen das Ende hin an Bedeutsamkeit. Ein gesanglich ausgezeichnetes Paar stellten Anneliese Mattson (Senta) und Bruno Korell (Erik). Dem Daland ließ Alfred Schütz recht sympathische Züge.

Mit „Rigoletto“ stellte sich der neue erste Kapellmeister Bruno Vondenhoff vor, der in hohem Maße zu fesseln wußte und mit dem sehr schön spielenden Orchester der Aufführung das Gepräge gab. Sein glühendes Temperament, das diesem Verdi sehr zustatten kam, und die

Kraft zu Aufbau und Steigerung lassen auf Vorzüge schließen, die der noch sehr jugendliche Dirigent bei kommenden Aufgaben wird zu er-
härten haben.

Einen der interessantesten Abende der bisherigen Spielzeit schenkte uns Operndirektor Kun mit den beiden kleinen Opern „Arlecchino“ von Busoni und „Gianni Schichi“ von Puccini. Leider zeigt das in musikalischen Dingen noch sehr zurückgebliebene Danziger Publikum für Kunst dieser Art sehr wenig Verständnis und begegnet ihr nicht mit jener Freude und Dankbarkeit, die sie schon um der verwendeten Mühe willen verdient; ein ähnliches Geschick mußte Wolff-Ferraris reizvolles mozaritlerendes Operchen „Susannens Geheimnis“ teilen; an diesem Abend gab die neue „Ballettmeisterin Gunna Elfgreen“ schöne Proben ihres tänzerischen Könnens. Um dem Spielplan etwas Abwechslung zu geben, griff man auf Halevys stark verblühte „Jüdin“ zurück; die Aufführung erhielt ihr Gepräge durch Bruno Korells in jeder Beziehung überragenden Eleasar. Pfitzners „Christ-elflein“, als Weihnachtsgabe des Theaters für die großen Kinder gedacht, fand leider nicht in vollem Maße jene anspruchslos frommen Gemüter, auf die diese schlichte, edle Kunst voll zu wirken vermag. Immerhin darf man der Direktion Kun Dank wissen, daß sie uns auch mit diesem Pfitzner bekannt machte, nachdem der „Arme Heinrich“ vor Jahren eine so schmerzvolle Ablehnung erfahren hatte. Die Aufführung brachte eine Ueberraschung: Die Ansfängerin Hedwig Stöck erwies sich in der Titelpartie als eine sehr geschmackvolle, gebildete Sängerin und als eine lebensvolle Darstellerin. Von Repertoireopern gab es noch den „Postillon von Longjumeau“, „Cavalleria rusticana“ und „Bajazzo“, sämtlich in Darbietungen, die sich künstlerisch weit über das in den letzten Jahren hier Gehörte erhoben.

Die Operette war nur vertreten durch „Anneliese von Dessau“ von Winterberg und Johann Strauß' „Eine Nacht in Venedig“, die infolge der musikalisch trockenen Darbietung und darstellerischen Blässe nicht die hiergewohnte Operettenzugkraft ausübten.

Vom Weg des neuen Dramas

Von Georg Maria Hofmann

Es mag verwegen scheinen, die künstlerische Entwicklung des Dramas der jungen Generation historisch betrachten zu wollen zu einem Zeitpunkt, der die welterdrängende Bewegung in der dramatischen Produktion noch in vollem Flusse zeigt. Aber wenn einmal hier nicht versucht werden soll, die einzelne Erscheinung mit pedantischer Gründlichkeit zu behandeln und andererseits alle Aufmerksamkeit der in großen Linien übereinstimmenden Richtung jüngster Dramatik zugewandt werden soll, so offenbart sich dem aufmerksamen Beobachter, daß wir im dramatischen Schaffen der Jüngsten augenscheinlich an einem Wendepunkt angelangt sind. Dabei dürfen wir getrost außer acht lassen, daß die Jüngsten von heute in unserer schnelllebigen Zeit übermorgen schon die Alten von chegefern sein werden, ohne daß deshalb eine wesentliche Aenderung der Zielrichtung eingetreten wäre.

Hier handelt es sich vornehmlich um die Frage, ob die junge Generation das heißersehnte neue Drama bisher zu schaffen imstande gewesen ist. Wer versucht ist in der dramatischen Produktion eines Zeitabschnittes dessen stärksten, weil unmittelbar wirksamen künstlerischen Ausdruck zu suchen, der wird allerdings in den Bühnenwerken unserer Jungen und Jüngsten deutlich genug den chaotischen Niederschlag des Weltkriegs- und Revolutionserlebnisses finden, dessen in ständiger Veränderung umschichtende Moralbegriffe eine gewaltige Säur nicht nur im Laufe dieses Jahrhunderts bedeuten. Mit bequemer, denkträger Negation

ist die Angelegenheit nicht erledigt, wie wir uns auch sonst zu ihr stellen mögen. Die drängenden Kräfte sind zu vielgestaltig, ihre Jugend zu lebendig, als daß wir darin das Ringen um neue, durchaus noch unklar gesehene Ziele nicht erkennen könnten. Die Vielfalt der Jungen und die starke Bewußtheit ihres Formungswillens geben ein Spiegelbild unserer heftig freilebenden Zeit, die aus Hemmung und Zögern zur Gradlinigkeit nicht gelangen kann. Denn erscheint gewiß, daß aus dem Nachkrieg eine weitaus überragende, richtungsgebende Dichterpersönlichkeit nicht gewachsen ist, so darf andererseits die aufrüttelnde Ideenfülle der jüngeren dramatischen Produktion nicht einfach beiseite geschoben werden, wie es geruhssamen Naturen allzuoft beliebt, denen das Durcheinander hochstrebenden Willens mißfällt. Die Entfesselung mannigfacher, im früheren Gleichmaß verkümmelter oder niedergehaltener Kräfte und Einsichten ist an sich bestimmt noch kein Chaos und täuscht nicht alles, so sind wir jetzt an dem Wendepunkt angelangt, der die Entscheidung für das neue Drama bringen muß. Es hat den Anschein, als wüchse schon irgendwo der Verborgene, dessen Wort neue Werte vermittelt und über hypertrophierte Revoluzerei in die einfachen und großen Bezirke des Immer-Gültigen weist.

Der gewaltige Wortsturm und -drang flaut ab und hier und da regt sich die gestaltende Kraft — von Namen sei in diesem Zusammenhange abgesehen —, deren starke Hand aus dem vielen Wollen endlich die dramatische Tat zu formen vermag. Vielleicht war es gut, daß snobistische Prophetie in dem nun verklingenden Schwall letzte Offenbarung fand, die sich unverstanden, weil unverständlich immer mehr spreizte, bis sie sich schließlich überschlug. Dabei war folgerichtig, daß das halbe Decoletté, zumal wienerischer Konvenienz, den heutigen nicht genügt, die in erstaunlicher Begrenzung ihrer Phantasie und ihres eigentlichen Aufgabenkreises Eros im Menschen zu enthüllen glaubten, indem sie ihn meistens entblösten. Diese unmännliche und innerlich kraftlose Absicht schreckte dabei vor keiner Pervertiertheit zurück und drängte die wirklichen Kräfte und ehrlichen Könner ungekannt in das Dunkel. Das Unbehagen steigerte sich oft bis zum physischen Ueberdruß, indessen die Reklametrommel mit lautem Tamtam für die Sensation sich rührte. Mit gewaltigem Lärm wurde versucht, neueste Entdeckungen, Enthüllungen zu verkünden, die, bei Lichte besehen, ganz und gar nicht neu und nicht einmal sensationell waren. Aus einem Urgrund den Menschen zu erklären, wurde als äußerste Weisheit verschrien. Einiges Nachdenken aber läßt uns verblüfft sein über die seltsame Beschränkung dichterischen Formwillens allein im Segus die motorischen Kräfte für die Vielgestaltigkeit des Lebens zu suchen. So mußte es kommen, daß dem unsicher empfundenen Geist unserer Tage der adäquate Ausdruck im Bühnenerlebnis fehlt oder doch zum mindesten zur Wirkung noch nicht gelangen konnte.

Und dennoch Ideenfülle, Formungswille?! Gewiß, wenn wir den mannigfachen Kampf um die Neuformung des erotischen Willens betrachten, der durch jahrhundertelange Gewöhnung erstarrt einer andersartigen Belebung bedurfte. Wir sind heute durch die „Errungenschaften“ der Technik, die wir uns trotz allem nicht dienstbar zu machen verstanden, durch die neue Idee überstaatlichen Lebens vor völlig veränderte Verhältnisse gestellt, und nur langsam dämmert die Gewisheit, daß im Gegenständlichen, im Nur-Sagbaren nicht alles Heil zu finden sei. Wiederum beginnt die Idee ihren gehemmten Siegeszug anzutreten, und es ist der jetzt abklingenden Neutönerei zu danken, daß diese Idee, irgendwie modifiziert, dem heutigen Menschen ein tiefer begründetes Verhältnis zu sich und seiner Umwelt bringen wird.

Der Weg dahin war und wird sein ein gewaltiges Ringen um den Menschen. Bisher sah das unbefangene Auge im Streben unserer Jüngsten die falsche Grundstellung, den verkehrten Griff. Es ging um die Befreiung Eros' im Menschen und verwunderlicherweise stürzte sich alles — wer es nicht tat, galt als überständig — auf hemmungslose Erfüllung

triebhaften Wollens. Die Umlichtung des Triebes durch den Geist, die Adelung des Körpers im Seelischen, die hymnische Vergöttlichung Eros in der Idee, wenn man so will, im Religiösen — durchaus eine Möglichkeit — blieb unversucht. Es wurde mit anerkanntem Eifer das wahrhaft überholte Alte niedgerissen, ohne daß doch die künftig auszubauende Idee als Voraussetzung gefunden war. Aber es ist letztlich immer das Schicksal vorbereitender Ereignisse, daß sie im Lichte der aufblühenden Erfüllung in unfreudliches Dunkel sinken. Jetzt kommt die Zeit derer, die sich dem großen Geschrei versagten und hier und da in der Provinz bescheidenen Lorbeer errangen, während die sogenannten Kunstzentren die wirklichen Kräfte unbeachtet ließen. Es wäre da mancher innerlich klangvolle Namen zu nennen, den das Bewußtsein vom neuen Menschen zur Gestaltung trieb, die zwar noch lückenhaft, aber doch schon sehr geradlinig und unverbogen auf das Kommende hinzielt, darin wir Fleisch von unserem Fleisch bekennen, und das dennoch oder eben deshalb über das Dingliche hinaustreibt.

Hier muß sich unser Ideal gestalten, die wir die Größe alles Natürlichen auf neue, tiefere Weise erkannt haben und nun in altem menschlichem Drange geadelt sehen möchten. Noch scheinen Seele und Körper konträr zu sein oder wurden uns mißverstanden doch so hingestellt. Die neue — sehr alte — Erkenntnis muß uns diese beiden Pole in neuer Harmonie zeigen. Das junge Drama glaubte frischeste Weisheit aus den Wolken geholt zu haben, als es von der Einheit, der Gleichwertigkeit dieser vermeintlichen Gegensätze predigte. Aber das ist gar nicht so neu, wie man naive Gemüter glauben machen wollte. „Schon“ im finsternen Mittelalter sang ein Tuchmachersohn aus Assisi vom Bruder Körper und bekundete damit die Einheit von Geschöpf und Schöpfung. Es war eine merkwürdige Variation des alten Themas, daß man sich verpflichtet glaubte, dem Bruder Körper das Primat geben zu müssen.

Alles läßt erkennen, daß dieser Abweg überwunden ist und dennoch geholfen hat, neue Ausblicke zu gewinnen. Wir trauen dem anfänglich so verführerischen Lied von der Endlichkeit der Schöpfung im Menschen nicht mehr und sehen neue Versöhnung zwischen Geist und Dinglichkeit herausdämmern. Wir brauchen die dichterische Verklärung des Menschlichen im Menschen, wir fühlen die uralte-neue Trinität von Geist, Mensch und Ding, und wissen, daß der Dichter unserer Zeit der Mann sein wird, dessen Kraft ausreicht, in Licht zu tauchen, was uns in Enge und Finsternis zu fangen drohte. Die Zeit ist reif, die Kapsel zu sprengen. Es wird unseren Tagen nicht versagt sein, Jugend zu finden und Zukunft in seinem Dichter, der uns schon leise beunruhigt, den wir noch nicht kennen.

Aus Walter von Mosoz Tagebüchern

(Alte und neue Literatur, Ästhetik)

Dichtung ist eine Materialisation von Erlebnissen. Wer äußerlich erleben muß, um „schreiben“ zu können, ist arm. Doch was ist ganz ohne seelisches? Der Mensch, der diesen Ehrentitel zu Recht trägt, der innere Schamhaftigkeit besitzt und inneren Takt, das ist Ästhetik, ist erlebend gezwungen, zu so vielen Dingen im Zusammenleben der Menschen bewußt (und in den meisten Fällen ursprünglich unbewußt) Gegenstellungen einzunehmen, daß das innere Erlebnis für ihn überreichlich ist. Dieses innere Erleben schafft bei dem Vorhandensein dessen, was wir schöpferisch nennen, die Dichtung. Der schöpferische Mensch mit innerer Schamhaftigkeit und mit Takt, also der ästhetische Mensch, war immer und ist heute mehr denn je einsam. Die verdrängte, die zurückgestoßene Lebenskraft macht ihn produktiv. Er wird also das aus sich herausstellen, wonach

seine Sehnsucht geht, er wird daher in irgendeiner Form irgendwie immer den Drang im Werk zeigen, die Menschen zu „bessern, sie so ändern zu wollen, daß er sich unter ihnen glücklich fühlen kann, wenigstens unter den Gestalten seines Werkes. So sehr wir heute in der Zeit der Relativität über das Wort „Glück“ lächeln, jeder Mensch strebt und sehnt sich doch nach „Glück.“ Dichtung von Wert ist daher in irgendeiner Form immer Konfession, Bekenntnis, Aendern-wollen. Je wertvoller der Mensch, desto öfter der Fall, daß er so einsam gegenüber den andern ist, daß er an Glück, an Besserung und Veredlung nicht mehr glaubt, daß ihn die Geldgier, der Egoismus, die Gemeinheit und Verlogenheit der Menschen, die intellektuelle vermeintliche Kompliziertheit (die nichts anderes als eine Bekleidung innerer Leere und Blöße ist, seine Unfähigkeit noch ursprünglich zu erleben und ursprünglich zu leben) derartig isolieren, daß er nurmehr am Spiel dieser unreinen Strömungen, an deren Kampf mit dem darauf ruhenden ewigen Sonnenlicht Gefallen findet. Das nennt man den objektiven Dichter, den „nur“ ästhetischen. Doch auch das ist Bekenntertum. Wahrhaft große Dichtung, die dauert, ist und bleibt Konfession des Ewigen im Zeitlichen. Das Ewige wird in jeder Zeit anders gesehen, mit anderen Worten benannt, mit anderen Mitteln ausgedrückt, das nennt man dann „neue Dichtung“. Da aber die Ewigkeit dauernde Gegenwart ist, ist das, was wir alt oder neu nennen, vergänglich, bleibt nur das Seelische, der dauernde Lichtkampf dieses Seelischen als Gegenstand und Ziel des Kunstwerkes.

Dichtungen aus der Zeit

Von C. F. W. Behl

Die einander jagenden Erlebnisse dieser Zeit: Weltkrieg, Revolution, Nachkriegsnöte, stürmen ebenso wild durch eine Unzahl dichterischer Versuche dahin, die gegenwartsträchtig von ihnen künden, sich mit ihnen auseinandersetzen in Segnung, Verwerfung oder neuen erfüllungsfähigen Zukunftshoffnungen. Die große objektivierende dichterische Bewältigung dessen, was zwischen 1914 und 1924 in Deutschland, Europa, ja der ganzen bewohnten Erde geschah, harret dagegen noch des Meisters und wird vielleicht recht lange warten müssen, bis etwa ein neuer Tolstoi sein „Krieg und Frieden“ des zwanzigsten Jahrhunderts schafft. Und so muß sich heute mit flüchtigen Skizzen, sozusagen mit glossatorischen Splittern begnügen, wer nach Dichtungen fahndet, die das noch ganz subjektiv bedingte Erlebnis der Zeit in einen gewissen objektivierenden Abstand zu stellen versuchen.

Zwei schmale Bändchen der Sammlung zeitgenössischer Novellen, die von der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, unter dem Titel „Der Falke“ herausgegeben wird, liegen mir vor, deren jedes, auf seine besondere Art, um solch eine poetische Zeitstudie bemüht erscheint.

Alfred Mohrhenns Erzählung „Der Brand“ ist eine Kriegsnovelle. Ihre Begebenheit trägt sich im zweiten Jahre des großen Weltmordens in irgendeinem polnischen Dorfe zu — zwischen einem deutschen Rittmeister, dessen Schwadron dort im Quartier liegt und einem Dorfkrüppel. Sie ist bedingt durch die Zufälligkeiten des Tages und hebt sich doch zugleich von ihnen allgemeinbedeutend ab. Die Begegnung der beiden, zwischen zwei unter seltsamen und verdächtigen Umständen ausbrechenden Bränden, vollzieht sich nicht nur in dem bestimmten Dorfe B. Sie geschieht zugleich in einer rein menschlichen, vom Zufällig-Gegenständlichen gelösten Sphäre. Der Rittmeister, ein berufstreuer, in sich gefestigter Soldat, man kann sagen: eine „geschlossene Persönlichkeit“, wird durch das Auftauchen des Krüppels, durch das geheimnisvolle Eingreifen dieser außergewöhnlichen Spielart des Seins in den scharf abgegrenzten Kreis seines Wirkens aus der stetigen Sicherheit seines Ichs heraus-

getrieben und in das seelisch-leibliche Chaos schließlich hineingestoßen, durch das er bislang als unerschrockener, unerschütterter Kriegermann unversehrt hindurchschritt. Es ist gewissermaßen der Krieg selbst, die Auflösung der gewohnten menschlichen Bindungen, der, in dem gemeinschaftsgelösten Krüppel verkörpert, sich dessen bemächtigt, der sich zu tief mit ihm einließ. Diese Erzählung, Mohrhenns erste literarische Publikation, ist in der strengen Berichtsform der klassischen Novelle geschrieben. Anschauung und Deutung des berichteten Vorgangs sind ineinander gebunden. Es ergibt sich das Bild einer episodischen Begebenheit, die ihrem Gehalte nach bedeutend über das Episodische hinauswächst. Der Begriff „Krieg“ wird Zentralerlebnis in einem beiläufigen Kriegserlebnis. Es ist eine Dichtung aus der Zeit, die zugleich das Zeitliche überwindet.

Denselben Sinn erfüllt Heinrich Eduard Jacobs Inflationsnovelle „Untergang von dreizehn Musiklehrern“, die der Form nach spielerischer, in ihrer literarischen Haltung romantisch und im Bericht durchaus phantasiefreudig ist. Hier finden wir die dichterische Umschreibung eines Zeiterlebnisses, das den Erlebenden zugleich Erfüllung ihres Ichs wird. Dreizehn Musiklehrer, von der wirtschaftlichen Not der Uebergangsjahre um 1921/22 in letzte Verzweiflung und Tod getrieben, erfüllen ihr Dasein im imaginären Zusammenklang eines letzten Orchesterspiels, das von der Vernichtung dirigiert wird. Sie lösen sich in das Element ihrer Existenz, die Musik, gewissermaßen auf. An dreizehn verschiedenen Stellen Berlins endend, einander unbekannt, werden sie von der Phantasie des Dichters, der ihren Untergang in sich erlebt, zur schmerzlichen Harmonie ihres Todes verbunden. Und dieser dreizehnfache Einzeltod wird dadurch, als Zeitsymbol aufgerichtet, zum Ausdruck eines vorübergehenden Menschheitszustandes, in welchem die Chimäre einer nur zweckhaften Macht, des Dollars, die zweckgelöste Schönheit in der Welt auszurotten drohte. Jacob gibt nicht, wie Mohrhenn im sachlichen Bericht eines episodischen Geschehens die tiefere Bedeutung; er bemächtigt sich vielmehr dieser selbst und bindet sie in die musikalischen Variationen seiner Phantasie über ein alltägliches Begebnis. Auch seine Dichtung ist aus der Zeit und strebt über sie hinaus.

Drei deutsche Maler

Von Hans Gäßgen

Der Zufall weht mir fast gleichzeitig drei Bücher zu, die Einblick in das Schaffen von drei Künstlern gewähren, in denen sich deutsches Fühlen und Empfinden in besonders schöner Weise offenbart. Da ist zunächst Rudolf Schäfer, über dessen Leben und Wirken Konrad Mack in einem bei Gustav Schloßmann in Leipzig erschienenen, reich bebilderten und trefflich gedruckten Werke spricht. Ein Nachfahre Ludwig Richters ist Schäfer, ein stiller, abseitiger Träumer, der als Zeichner und Maler gleich Erfreuliches geschaffen hat und die Verehrung verdient, die weite Kreise — vor allem stille, sinnige Naturen — seinen Arbeiten zollen. Religiöse Stoffe wählt sich dieser Künstler mit Vorliebe; der Wandsbecker Bote hat ihm die Anregung zu manchem innerlich reichen und beglückenden Werke gegeben. Das Buch Macks wird diejenigen, die bisher vielleicht am Schaffen Rudolf Schäfers vorübergegangen sein sollten, auf ihn hinweisen; jeder, der sich in die Bilder des Künstlers einmal vertiefte, wird die Bekanntschaft mit seinem Schaffen als Bereicherung empfinden.

Matthäus Schiestl, von dessen Arbeiten eine im Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H., München, erschienene „Schiestl-Mappe“ bereites Zeugnis ablegt, wurzelt in der fränkischen Landschaft. Er liebt die Legende und verslicht sie in oft berührend schöner Weise mit

den Formen seiner heimatlichen Natur. Alte, fromme Meister haben bei seinem Schaffen Pate gestanden. Ein sattes Blau und ein innig-warmes Rot sind die Lieblingsfarben seiner Palette. Auch er liebt es, Stoffe aus der Christus- und Mariengeschichte zu gestalten, in schlichter, feiner Weise. Harmonisch stimmt er die Töne zueinander ab, liebevoll versenkt er sich in das Wesen der darzustellenden Persönlichkeiten. Ein kurz gefaßter einführender Text von Martin Maqr ergänzt den Inhalt der Mappe, die überwiegend farbige Blätter in trefflichen Wiedergaben umfaßt, zu einer besonders schönen Gabe für Freunde verinnerlichter Kunst.

Der Verlag Eugen Salzer in Heilbronn a. N. hat eine Reihe von Bruchstücken und Skizzen von Adalbert Stifter u. a. zu einem reizvollen Büchlein zusammengestellt, das den Namen „Von der Landschaft“ führt. Dreiundzwanzig Bilder von Rudolf Sied sind annützig zwischen den Skizzen usw. verteilt und lassen erkennen, wie fein Sied die Eigenart der Voralpenlandschaft, die er sich mit Vorliebe zum Vorwurf wählt, zu erfassen und darzustellen weiß. Blätter von seltener Lieblichkeit, die liebevoll und andächtig auch die unscheinbarsten Züge des Landschaftsbildes wiedergeben, wechseln mit solchen, in denen der Geist und die Tiefe Hans Thomas lebendig zu sein scheinen. Rudolf Sied, seit langem als ungemein ansprechender Landschaftler geschätzt, wird durch dieses Buch in noch weitere Kreise eindringen und allen zum Freunde werden, welche Südbayern lieben und in Sied den berufenen Künstler der Schönheit der Voralpennatur erkennen.

Hebbelgemeinde.

Aus Wessalburen erhalten wir die alle Freunde und Verehrer des Dichters Friedrich Hebbel erfreuende Mitteilung, daß der bei der Eröffnungsfeier des Hamburger Zimmers im Hebbel-Museum (Juli 1925) von Gästen angeregte Gedanke der Gründung einer sich über ganz Deutschland erstreckenden Hebbel-Gemeinde zur Wirklichkeit geworden ist.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Verurteilen ist leicht, aber zurückblicken in das eigene stürmische Herz, das die Welt umstürzen wollte aus Sehnsucht nach Reinigung, Vollenbung, Aufstiege.

Die junge Generation ist Fackelträger der Zukunft.

Carl Lange

H. S. Blunck: Streit mit den Göttern. Die Geschichte Welands des Fliegens. 1926. München, Georg Müller. 283 Seiten.

Welands des Schmiedes Sage wird in unseren Tagen aufs neue lebendig. Cienhard, König und nun auch Hauptmann haben sie dramatisch zu fassen

versucht. Blunck, der von Werk zu Werk wachsende niederdeutsche Dichter, macht sie zum Gegenstand seines neuesten Romans und gibt ein Werk, das in seiner Herbe und mythologischen Kraft, in seiner Bewegtheit und Farbigkeit an die nordischen Sagas erinnert. So wird Welands des Fliegens Gestalt, die in ihrem Leid in mancher Beziehung wie ein ins Germanische übertragener Herakles wirkt, vor uns zum hinreißenden Sinnbild des mit der Gottheit zerfallenen Menschen, dessen Leben unter einem Fluch stehend in die tiefsten Tiefen des Leides steigen muß, um zur Selbstüberwindung zu gelangen und darin die Kraft zu finden, wahr-

zumachen, was Wodan als Vorbedingung vor die Aufhebung des Götterfluches gesetzt hat: „Laß ihn über die Götter fliegen, dann sei ihm verziehen“. Eine Fülle wundervoll erfundener Szenen, prächtig abgerundeter Menschen germanischer Bronzezeit in typischer Geltung, hingestellt in eine heroisch gefahrene Natur, ist ein neuer Beweis für die dichterische Kraft Bluncks, die immer noch im Wachen begriffen ist und sich in diesem Werk mit einem tiefen Gefühl für das Wesen des Mythos verbindet, so daß der Roman sich hier zum Prosaepos voll urwüchsigem Gewalt vertieft und zum Sinnbild all jener Urkräfte wird, die im germanischen Menschen der Urzeit schöpferisch waren, aber auch im Deutschen der Gegenwartszivilisation schlummern und sein Wesen vielleicht unbewußt, aber doch noch spürbar beeinflussen. In dem Dichter dieses Welandsromans sind sie wach geworden und gaben ihm die Kraft, das Welandwesen groß und tief zu gestalten.

Ernst Lemke

Willibald Omannowski:
„Der Fackelträger“. Verlag Ferdinand Aker, Wolfach in Baden.

Im Ferdinand Aker-Verlag kam als 8. Els-Druck der mit großer Sorgfalt ausgestattete Band „Der Fackelträger“ heraus. Willibald Omannowski, ein häufiger Mitarbeiter unserer Zeitschrift, dessen „Windharfe“ und „Antlitz einer alten Stadt“ hier eingehend besprochen wurden (Jahrg. I Heft 4, Jahrg. VI, Heft 4), hat hier einundzwanzig Gedichte, von denen drei der Windharfe entnommen sind, zusammengestellt. Es sind Gedichte verschiedener Perioden seiner Entwicklung, die von dem tiefwühlenden Wesen und Kämpfen des Dichters sprechen. Leidenschaftlichkeit und Monumentalität sind die Kennzeichen seiner Errik, die aber auch in einigen Beiträgen seltene Zartheit und Schlichtheit zeigen. Der „Fackelträger“ ist der Dichter selbst, der hinausleuchten will in die Dunkelheit der Zeit und rücksichtslos die Schäden offenbart. Seine Liebe gehört den Armen und Verlassenen, den vom Schicksal Heimgesuchten und Verstoßenen.

Druck und Satz sowie die Originalholzschnitte sind von Künstlerhand

geschaffen und bilden in ihrer Einheitlichkeit mit den Dichtungen ein geschlossenes und harmonisches Dokument unserer Zeit, das einen bleibenden Wert behalten wird.

Carl Lange

Gutti Alsens neues Buch:
„Die Träumenden“. Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg.

Der blutjunge Verlag Gräfe & Unzer konnte nicht leicht ein geeigneteres Prosa-Werk vorlegen, wenn er mit seiner Gabe aufmerken machen wollte. Schon die früheren Werke der Königsberger Dichterin: „Die Mutter“ und „Die Abseitigen“ fesselten durch ihren seelischen Gehalt nicht minder als durch die durchaus eigene Form. Zuweilen drängte sich in diesen beiden Werken allerdings noch die Form ein wenig vor den Inhalt; weil die Form dort manchmal zu sehr betonter Eigenzweck geworden schien. In diesem neuen Buche wuchs die Dichterin über ihre früheren Werke weit hinaus; hier decken sich Form und Gehalt fast überall: das seelische Erlebnis der Dichterin fand fast immer einen so vollkommenen sprach-künstlerischen Ausdruck, daß dem Lesenden das dichterische Erlebnis zu tiefeigenem wird. Dies mag wohl daran liegen, daß die Sprache der Dichterin jetzt ungewollter, ungewußter wurde, daß sie jetzt fast immer gemußt ist, tief von innen heraus, geboren. Dadurch wurde nicht nur der Rhythmus der Sprache einfacher, größer, stärker, voller als früher. Man wird auch von dem Rhythmus der Begebenheiten mehr gepackt, mitgerissen und erschüttert denn vordem.

Die Gestalten der Dichterin blieben dieselben wie vorher: Abseitige, Unalltägliche, Einsame des Herzens, Einsame der Seele, Träumende; Menschen der Stille, die abseits von dem lauten Lärm der Welt ihre Wege wandeln, tief in sich versunken, versponnen in die zarten, bunten Träume, die duftend ihrer Innen-Welt entblühen. Sie alle packt eines Tages die harte, unerbittliche Hand des Schicksals und stößt sie aus den farbenbunten Gärten ihrer Gesichte jäh in die Welt der rauhen, grauen Wirklichkeit; reißt die blumenhaft Lebenden in den rasenden Wirbelstrudel

der Zeit, in das flammende Feuer einer Leidenschaft; in den dunkel brausenden Strom der Leibes- und Seelen-Not, in dem sie jählings untergehen — oder aus dem sie wieder empor tauchen in das Licht, um höheren Zielen entgegenzustreben. —

Wer nur nach blöder Unterhaltung geilt, der bleibe diesem tief empfundenen, sehr empfindsamen Buche fern. Auch die, deren Geistigkeit nach der viel gerühmten Zivilisations-Literatur verlangt, werden hier kaum auf ihre Kosten kommen. Gutti Allen hat mit unserm hohlen Zivilisationsgeschmuck nichts zu tun. Ihre Arbeiten wurzeln in Herz und Seele; also im Erdreich wahrer Kultur. Nach innen hin Lebende werden ihr Werk in die Hände nehmen als das Geschenk einer stillen, in sich sinnenden Frauen-Seele, die um alles Leid der Erde weiß.

Fritz Kudnig

Kunst der Jugend: „Holzschnitte Bruno Schmialek“. Im Greifenverlag, Rudolstadt, Thür. Preis 5.— M.

Noch einmal weisen wir auf den Graphiker Bruno Schmialek hin (siehe auch Ostdeutsche Monatshefte Heft 1 im Jahrgang 6), dessen Holzschnitte als zwölfte Mappe der Folge „Junge Kunst“ im Greifenverlag erschienen. Der im oberschlesischen Industriegebiet 1888 geborene und jetzt in Elbing lebende Künstler gibt ergreifende und unvergeßliche Darstellung menschlicher Leidenschaften und tiefen Mitleids mit den Verlorenen und am Leben Verdurstenden. Hier ist in der Eigenart der Darstellung und Wiedergabe der Hände und Gesichtszüge das Seelische vorzüglich gekennzeichnet, so daß dem jungen, unternehmungsfreudigen Verlag Dank gebührt für die Herausgabe dieser Mappe.

Carl Lange

Mag. Dungert: „Köpfe“. Im Verlag Leon Hirsch, Berlin-Schöneberg.

Dr. Otto Brattskoven hat diesem Buch das Vorwort gegeben, das eine Reihe von modern gezeichneter Porträts interessanter Persönlichkeiten bietet. Der Herausgeber sagt zum Schluß seiner Einführung: „... Die

Sparkasse der Stadt Zoppot

(Mündelsicher)

Rathaus, Schulstraße 23-27

Wechselkasse

gegenüber dem Bahnhof
geöffnet werktäglich das ganze Jahr
vormittags und nachmittags

Wechselkasse

am Kurhause
geöffnet während der Kurzeit

Erledigung sämtlicher geldgeschäftlichen
Aufträge * An- und Verkauf von sämtlichen ausländischen Noten und Schecks zu den günstigsten Kursen * Geldüberweisungen im In- und Ausland * Ausstellung von Reisekreditbriefen, welche bei allen Sparkassen und Girozentralen ohne Umstände eingelöst werden können

KONTOKORRENT, GIRO-
UND SCHECKVERKEHR
KREDITGEWÄHRUNG

Annahme von Spareinlagen und
Depositen in Danziger Gulden
und Auslandswährungen gegen
bestmögliche Verzinsung
Kostenlose Verausgabung
von Heim-Sparbüchern

Stahlkammer
mit vermietbaren Schrankfächern

Aufbewahrung von [457]
verschlossenen Paketen und Koffern

„Bannerträger“

eine politische Zeitschrift

Herausgeber: Hans Ebeling, Münster i. W.
Schriftleiter: B. Thümmel, Münster i. W.,
Friedensstraße 19, 1.

Letzte Hefte:

Englandheft: Die englische Tradition —
Fußball — Labour-Party — Die eng-
lischen Jugendbünde — England und
Deutschland — Briefe aus England.
Heft 4/6 1923: Die deutsche Marine-
politik — Preußen-Offizier und Führer
— Abdel Krim — Die französische
Armee — Polen — Schweiz.

Bezug durch das zuständige Postamt.

Bezugspreis 1. — Mf. das Vierteljahr.

Einzelhefte vom Versand
Karl Ducoffre, Wesel (Rhld.),
Kluthgraffstraße 8.

Aus einem Künstlerleben

von
Waldemar Meyer

Mit 25 Abbildungen. Geheftet 4.50 RM.,
in Halbpergament gebunden 6. — RM.

Mitten hinein in das internationale
Musikleben vor und nach der Jahr-
hundertwende führt uns das vor-
liegende Werk. In fröhlichem, ori-
ginellen Pseuderton erzählt Waldemar
Meyer von schwerer Jugendzeit, der
die glänzenden Wanderjahre durch
Frankreich, England, Rußland folgten.
Die Erinnerungen an eine lange
Reihe bedeutsamer Persönlichkeiten
des öffentlichen Lebens der letzten
Jahrzehnte (wir nennen aus der
Fülle nur: Joseph Joachim, Richard
Wagner, Sarah Bernhardt, Max
Reger, Anton von Werner, Adolph
Menzel) geben dem Buch einen
interessanten Einschlag, den der
Verlag durch Einfügung zahl-
reicher Bilder vorteilhaft vertieft hat.

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7.

Zeichen der Zeit deuten an, daß
unsere heutige, von bestehenden Un-
zufriedenheiten und maßlosen, dabei
nie zufriedenstellenden Uebersteige-
rungen durchsetzte Epoche von einer
anderen abgelöst werden wird, wo
man wieder ruhiger, daseinskräftiger
und — männlicher sein kann. Wenn
man die Behauptung aufstellt, daß
Max Dungs in langwieriger Arbeit
sich durchsetzendes künstlerisches Werk
viel Beachtenswertes von dieser kom-
menden Mentalität vorwegnimmt,
ohne den Kontakt mit unserer heutigen
Welt und ihren Strebungen zu ver-
lieren, so möge das als eine Ja-
Bekundung für eine offensichtliche
Schöpfernatur bewertet werden.“

Thomas

Erik Heden: „Strindberg“. Ver-
lag C. H. Beck, München.

Eine bedeutsame Neuerscheinung
bedeutet diese Strindberg-Biographie,
in der ein Landsmann des Dichters
sein Leben und Schaffen in schlichter,
klarer Weise erzählt, dieses Dicht-
dasein, das so ungemein vielgestaltig,
so ungeheuer reich war. Ob Heden
von dem Dramatiker spricht, ob er
den Forscher oder den Liebenden
darstellt, ob er von Strindberg als
Bauernschilderer oder als Theater-
gründer handelt (um nur ein paar
Kapitelüberschriften hier wiederzu-
geben), stets weiß er zu fesseln, neue
Gesichtspunkte aufzuweisen und uns
in den Bann der Persönlichkeit
Strindbergs zu ziehen, der, nachdem
die Modeverherrlichung seiner Person
beendet ist, als Großer neben Dosto-
jewsky und Tolstoi steht. Der Ver-
lag Beck aber, der fast gleichzeitig
vier große neue Dichterbiographien,
nämlich „H. v. Kleist“ von Friedrich
Braig, „Jean Paul“ von Jo-
hannes Alt, „Balzac“ von Anton
Bettelheim und die hier ge-
würdigte Strindberg-Biographie vor-
legt, muß in immer steigendem Maße
den Verlegern zugerechnet werden,
die sich ihrer kulturellen Pflichten
voll bewußt sind und nur Erschei-
nungen von Rang erscheinen lassen.

Hans Gäßgen

**Leopold von Wiese: „Strind-
berg und die junge Generation“** im
Rheinlandverlag Köln a. Rh. 1921.

Im Rheinlandverlag erschien im Theaterkulturverband dieser in Köln gehaltene Vortrag, der in knappen Zügen ein Bild des Menschen Strindberg zu geben versucht und das Problem erörtert, was unserer Generation Strindberg sein und geben kann.

Thomas

Paul Gurk: „Eckehart“. Verlag Friedrich Link, Trier.

Vergangenes gewinnt Odem an Gegenwärtigem: ein deutscher Mensch, Zeitgenosse durchaus, erlebt diesen längst verstorbenen Unsterblichen, ringt seinen Kampf, den Kampf, der immer sein wird, so lange es lebendige Menschen gibt, die das Gesetz zu erfüllen glauben, indem sie neue Tafeln aufstellen, und solche, die das starre, geschriebene Gesetz erfüllen. Der Dichter zeugt als Lebendiger für die Sache des Lebens. Er schuf ein Werk, dem man – (es wurde in dem Wettbewerb der „Kölnischen Zeitung“ mit dem 3. Preis bedacht) – nur den ersten oder keinen Preis geben konnte.

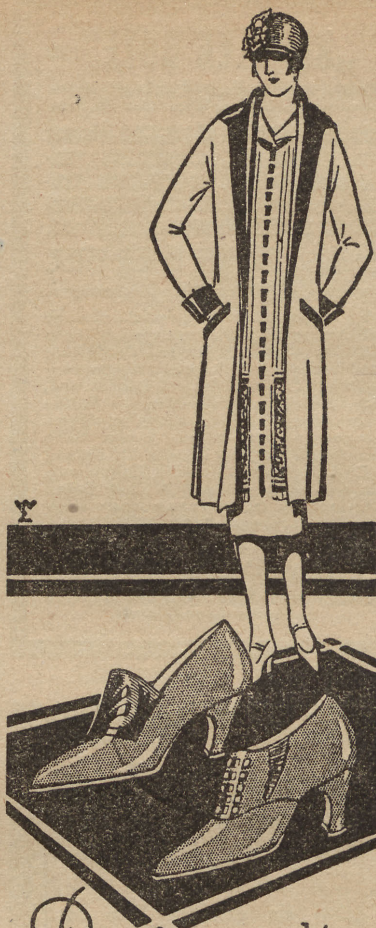
Schuf ein Werk, das auch Schweigen den Mund öffnet; das die einen anbeten, die andern verbrennen werden; denn es kommt von den äußersten Enden und führt zu ihnen.

Nur eine Entgegnung gibt es gegen das Werk: das Leben, das dieser äußersten Spannungen bedarf und doch den überspringenden Funken in der Mitte erzeugt; das Ausgleich schafft, ob wir Einzelnen, Mächtigen oder Massen es wollen oder nicht, weil es Leben will.

Nur eine Frage erhebt sich, da der Dichter sich mit dem Rechte des freien Schöpfers einen nicht wider-rufenen Eckehart gestaltet: wie würde sich der Dichter zu dem Eckehart stellen (den er andeutet), der doch widerriefe?

Sind die „Institutionen“ (ganz gleich ob Kirche oder Staat) eine große Gruppe von machthungrigen Menschen, haßentbrannt gegen die Wenigen, die erfüllen, was jene nicht erfüllen können? Oder können sie mehr werden, als eben nur „Institutionen“?

Wo steht der Dichter, der sich einmal Mächtigen gegenüber sehen



Das, was die
elegante Frau
sucht, findet sie
restlos im
Leiser
Schuh vereinigt.
Elegante Form
vollendete Verarbeitung
größte Auswahl.

Allein-
verkauf „Jka“ Danziger
Schuh-A-G
Langgasse 73

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalschen Zeitung“) ist das deutsche

kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 Gmk., ohne Beilagen (jedoch mit Russland-Beilage) 3 Gmk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen. Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

wird, die sich entmächtigt (vergeistigt) haben, so daß sie nicht mehr zwischen Mensch und Menschentum, Himmel und Erde stehen werden? Wenn nichts anderes diese Frage stellte, dann der Glaube. Ist diese Zeit der Tod des Dichters (welcher der Macht feind sein muß, weil sie das Schöpferische tötet) oder die Geburt eines neuen?

Widerruf oder nicht Widerruf!

Ekkehart, auch der widerrufende bleibt Ekkehart in dem Glauben an die Vergeistigung der Mächte. In diesem Glauben widerrufen ist nicht Widerruf, ist nicht Mord, sondern Bestätigung seiner selbst!

Gurks Werk ist kein Roman in dem üblichen Sinne; es ist nicht geschürzt und verwickelt; eine Abfolge vielmehr von großen Szenen aus den letzten Jahren des Meisters. Es ist oft so einseitig, daß man meint, der Dichter sehe das Getriebe der Welt in einem Maschinenhause mit gläsernen Wänden wirken.

Willibald Köhler

Walter Fleg: „Gesammelte Werke“. Verlag C. H. Beck, München.

Neben den in Einzelausgaben weit verbreiteten Werken des Dichters, u. a. „Der Wanderer zwischen zwei Welten“, „Vom großen Abendmahl“ und „Wolf Eichenlohr“, enthalten die beiden geschmackvoll ausgestatteten Bände bisher Unbekanntes aus dem Nachlaß, so sechs Novellen und Skizzen, das Drama „Demetrius“, das Märchen „Die schwimmende Insel“ und vor allem die „Gedichte aus der Stille.“ Es gibt wenige Dichter, bei denen Leben und Schaffen eine solche Einheit bildet, wie dies bei Fleg der Fall ist, dessen Bücher besonders werdenden Menschen unendlich viel geben werden, der aber auch gereiften Lesern dank seiner bedeutenden Dichterkraft und dank seiner starken, reinen Charaktereigenschaften beglückendes Erlebnis bedeuten wird.

Hans Gäßgen

Baltische Blätter

vereinigt mit den
Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöngeistiger Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den

481] Organisationen in
Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Ostbuch-
handlung G.m.b.H., Berlin W 30
Mohrstraße 22.

Gottthard Rolf: „Horch, horch, Onkel Rolf erzählt.“ Verlag Winckelmann & Söhne, Berlin. (Nur zu haben bei R. Förster, Königsberg, Kneipshöfische Langgasse 1-4.)

Wer weiß etwas von dem ostpreußischen Dichter Gotthard Rolf! Kein Mensch! Doch gerade das sei ihm die beste Bestätigung seiner Dichterschaft. Dichter haben den Vorzug, werden in ihrem Vaterlande. So bleibt ihnen Zeit und Seelenfrieden zu stillem Schaffen. Dem wahren Dichter gehts ja nie um Ruhm und Ehre, sondern immer und immer nur um sein Werk. — Gehn alle diese Worte um Gotthard Rolf? — Sie gehn um ihn. Er ist ein Dichter. Aber „nur“ ein Märchendichter, höre ich einige naserrümpfend sagen, die ihn kennen. Gibt es ein größeres Wunder, als die Welt der Kleinen? Gibt es heiligere Dinge als die Herzen und Seelen unserer kleinen Kinder? Gibt es Schwereres für einen Dichter, als: diese Kinder-Welt zu kennen, zu gestalten in ihrer ganzen grundlosen, wundervollen Tiefe? Es gibt nichts Schwereres als dies; denn es verlangt von dem Dichter ein echtes, großes, goldenes Kinder-Herz! Welcher Dichter aber kann sich in dieser entsetzlichen heute-Welt, bei all der Hekys bittern Leben — ein Kinder-Herz bewahren? Seht ihr nun, wie schwer es ist, ausgerechnet ein Märchendichter zu sein? —

Ihr werdet das Naserrümpfen vergessen, wenn Ihr dies herz- und seelenfeine, kinderhell lachende Märchenbuch lesen werdet, lieben Leute. Und aus dem mit so zarten, leisen Händen hingestreuten „Moralen“ dieser kleinen Geschichten werden selbst sehr Große unter Euch noch — lernen können. Nämlich dies: ein Mensch zu sein, ein Mensch zu werden!

Nichts verrate ich von dem reichen Inhalte dieses köstlichen Buches; nichts auch von dem feinhumorigen Bilderschnuck, den der Professor Woldemar Müller in Wachwitz gezeichnet. Denn ich weiß, daß die Besten unter Euch dies Büchlein nächstens schon in Händen halten werden! —

Fritz Kudnig

Ernst Wiechert: Die Legende vom letzten Walde.

Ernst Wiechert, der Dichter des ostpreußischen Waldes, wie wir ihn schon aus früheren Büchern kennen, hat hier ein Gedicht in Prosa geschrieben.

Graue Haare!



Nüancin

ein wasserhelles garantiert unschädliches Präparat, welches einem Kopffraser ähnelt, gibt den Haaren allmählich u. unmerklich ihre frühere Naturfarbe wieder.

Für Frauen und Männer mit gleichem Erfolge anwendbar.

W. Seeger A.G. & Co.

BERLIN - STEGLITZ

Danzig - Warschau

Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte

Band 203, Heft 2

Februar 1926

Aus dem Inhalt:

v. Campe: Ein Staatspräsident für Preußen?

Josef Strzygowski: Das Schicksal der Berliner Museen.

Franz Arens: Karl Lamprecht.

Kurt Joachim Grau: Kulturkrisis und Masse.

Paul Fleck: Conrad von Höhendorf.

Preis pro Heft 2. — Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stille

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift

408]

für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis vierteljährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender

— fremder Währung —

Man verlange Probenummer.

Aeltere Nummern zu dem Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen

[338]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt ausrechtzuhalten. Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der
Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

LODZ, Petrikauer Straße 86

Klingt schon durch seine früheren Werke der Schmerz um das verlorene Paradies der Natur hindurch, so hat er hier auf kaum dreißig Seiten diesen Schmerz aus seiner Dichterseele herausgeweint. Eine Dichtung, ebenso traurig wie schön.

Gleichzeitig aber ist dieses Büchlein eine besondere Ehrung für den Verfasser. Vier deutsche Firmen haben sich nämlich hier vereinigt, um zur Jahrhundertfeier des Börsenvereins deutscher Buchhändler ein Buch vorzulegen, das ein beredtes Zeichen des deutschen Buchhandels auch in unserer schweren Zeit darstellt. Der Verlag ist Habel & Naumann in Regensburg und Leipzig, die Druckerei C. G. Naumann G. m. b. H., die Buchbinderei Adolph Stieler, beide ebenfalls in Leipzig, und die Fabrik, die das Papier geliefert hat, Renker & Söhne in Zerkaß bei Düren.

So wird dies Gedicht in einem wahrhaft stilvollen Bande, dessen Deckel in Golddruck das Monogramm Wiecherts trägt, dem deutschen Publikum dargereicht. Außer dem mit Holzschnitten von Otto Horn geschmückten Inhalt enthält das Büchlein ein fesselndes Bild Wiecherts nach einer Steinzeichnung Meister Stumpp's-Königsberg, die in an Lenbach gemahnender Art das Wesen des Poeten zu offenbaren sucht.

Alles in Allem ein kleines Meisterstück in der ostdeutschen Literatur, das besonders Liebhabern schön ausgestatteter Bücher warm zu empfehlen ist.

Kopernikus

Neue Bändchen der Insel-Bücherei. Der Insel-Verlag legt zwölf neue Bändchen seiner „Insel-Bücherei“ vor, die sich dank ihrer inhaltlichen und formalen Vorzüge und nicht zuletzt wegen des wohlfeilen Preises berechtigter Beliebtheit erfreut. Gr a b e s „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, dieses geistreiche, in den letzten Jahren der Bühne wieder erschlossene Lustspiel, wird als Inselbändchen die Verbreitung finden, die ihm zukommt. Albrecht Schaeffer ist mit der Erzählung „Der Reiter mit dem Mandelbaum“ glücklich vertreten; Gedichte, Briefe usw. Alfred Walter Heynolds, ein gutes

Bild gebend von der Bedeutung dieser früh entrisenen Hoffnung, füllen ein weiteres Bändchen der Sammlung. „Bekannte und unbekannte Historien von Rübezahl“ mit 13 Holzschnitten werden den Freund der Sage und Legende erfreuen, während eine Auswahl aus den Briefen Zelters an Goethe, unter dem Titel „Zelter auf Reisen“ erscheinend, den Menschen der Gegenwart nahezubringen sucht, der dem Dichter vielleicht am nächsten stand unter allen, die seinen Lebensweg gekreuzt. Ungemein reizvoll liest sich auch das aus Briefen, Erinnerungen, Tagebuchblättern und Gedichten zusammengestellte Lebensbild „Schubert im Freundeskreis“. Macaulays Essay „Lord Clive“ wird dem historisch Interessierten willkommen sein. R. L. Stevensons „Das Glaschentenfeldchen“ mit Holzschnitten von H. A. Müller, Solas „Der Sturm auf die Mühle“, Balzacs „Der Pfarrer von Tours“, Selma Lagerlöfs „Eine Guts-geschichte“ und Voltaires „Zadig oder das Geschick“ bilden den Inhalt von fünf weiteren Bänden der Sammlung, die durch ihre Vielseitigkeit eine Verwirklichung des Wortes darstellt: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen!

Hans Gäßgen

Briefe vom Roccoco. Werner von der Schulenburg bindet unter diesem Titel ein Bündel Briefe, novellistisch und geformt zusammengezogen, zu einem lebenswürdigen und unterhaltenden Büchlein aneinander (Einhorn-Verlag, Dachau bei München. Preis: broschiert 2.20 M.; in Ganzleinen 4 M.). Schulenburg schreibt diese Briefe ins Weltweite hinein, an eine wahre oder imaginäre Frauengestalt, mit der er vordem die Wunder und Schönheiten des Weltpanoramas gestreift und gesehen hat. Er begründet in den Briefen seine Flucht aus der Welt und aus dem gesellschaftlichen Leben in seine einsames und schönes Roccoco in den Tessiner Bergen. Beruhen die Briefe über diesen Zauber- und Wunderturm auf realen Gründen; dann, oh beneidenswerter Schulenburg! Ein genußhaftes bukolisches Schimmern, ein weißes Genüßsamsein, ein lebendiger Erzählungston liegen über der ganzen

Otto Goetz Nachf. Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112

Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

456]

Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig
Langfuhr
Zoppot

428]

Roeckl-Handschuhe

Weltmarke

Die Zoppoter Waldoper

von Carl Lange,
Oliva.

Auf Kunstdruckpapier, 55 Seiten,
13 ganzseitige Szenenbilder.
Mark 1.50.

Die Zoppoter Waldoper, welche sich aus bescheidenen Anfängen zu künstlerischer Höhe entwickelt hat, ist ein Beweis, daß die Natur durch nichts ersetzt werden kann. Unvergleichliche Bilder und Stimmungen schaffend, sind die Aufführungen in den vergangenen Jahren nicht nur den tausenden Zuschauern, sondern auch den beteiligten Künstlern und Dirigenten bis hinab zum einfachsten Bühnenarbeiter zum tiefen Erlebnis geworden. So entstand der Gedanke, diese Stimmen und Urteile zu sammeln, um zu zeigen, wie hier ein jeder am Quell der Natur neue Kraft für sich und sein künstlerisches Wirken geschöpft hat. Liebe und Verständnis für die Waldoper zu erwecken und zu festigen, Richtlinien für die weitere Entwicklung zu weisen und den Freunden die liebgewordene Erinnerung zu beleben, ist der Zweck dieses Buches.

Die „Deutsche Allg. Zeitung“ sagt: „... Es gibt wohl selten eine so vorzüglich abgestimmte Waldbühne, wie die bei Zoppot, auf der infolge der ganz vorzüglichen Akkustik dem Publikum auch die größten Feinheiten der Musik und des Gesanges voll zuteil werden...“

Verlag Georg Stilke, Berlin NW7

Novelle. Die Novelle wiegt leicht, aber die hinterläßt eine freundliche Erinnerung. Von wieviel Novellen kann man das sagen? Es ist die heitere und spannende Geschichte einer Heimatgründung, an der Welt und großes Leben zerschäumen und zerfließen. Ein zerstreutes Buch für Hängematten, Eisenbahnfahrten, Regennachmittage, schlaflose Bettstunden usw. Schulenburg bläst optimistisch einen idyllischen heiteren Hirtenton.

Anton Schnack

Josef Ponten und Josef Winkler: „Das Rheinbuch“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Diese Gabe rheinischer Dichter, herausgegeben von zwei der markantesten Vertreter zeitgenössischen rheinischen Schrifttums, stellt einen imponierenden Sammelband dar, der, geschmückt mit mehr denn fünfzig Abbildungen, seinen Wert behalten wird auch für unsre Kinder und Kindeskinde. Wir ersähen aus ihm staunend, daß der überwiegende Teil der heute im Brennpunkt des Interesses stehenden deutschen Schaffenden aus Westdeutschland stammt. All diese vielgestaltigen Töne aus rheinischem Dichtermund strömen zusammen zu einer vielschichtigen Symphonie, der die Deutsche Verlagsanstalt ein Gewand gegeben hat, wie es schöner und geschmackvoller nicht hätte geschaffen werden können.

Hans Gäßgen

Fritz Heinz Reimesch: „Im Lande der Gottesritter“. Falken-Verlag, Leipzig.

Alle, die das Baltikum lieben, die einst in Livland oder Estland gelebt und die Landschaft mit ihren deutschen Menschen fest in ihr Herz geschlossen haben, werden diese Eindrücke einer „Estlandfahrt aus dem Jahre 1924“ mit dankbarer Freude begrüßen. Dies Büchlein vermittelt einen lebhaften Eindruck von der schwierigen Lage, wie sie zurzeit für die Deutschen im Baltikum besteht, aber auch einen hoffnungsvollen Ausblick, auf die Zukunft. Deutsches Wesen, deutsche Art, mit so großer Zähigkeit von den Zurückgebliebenen verteidigt, wird nicht untergehen. Jenen andern aber,

die sich um das Deutschthum im Baltikum bisher nicht gekümmert haben, sei dies Büchlein — das in schlichter Sprache manches Wesentliche und Schöne und Ernste zu erzählen weiß — zur Erweiterung und Vertiefung ihrer Kenntnisse von der Tragödie der Ostmark lebhaft empfohlen.

Wolfgang Sederau

In Tälern und Höhen des Himalaja. Jagden und Reisen in Kaschmir, Ladak und Balfistan von Hans Meyer-Jilmersdorf. Nach den Tagebüchern herausgegeben von Dr. A. Berger. Verlag Paul Parey, Berlin.

Mit dem ungelösten Geheimnis des Mt. Everest wächst das Interesse für diesen höchsten der höchsten und seine gigantische Vorwelt. Diese Vorwelt ist der Schauplatz des Meyer-Bergerschen Jagd- und Reise-werkes „In Tälern und Höhen des Himalaja“. Ein halbes Jahr lang ist der Verfasser mit nur einigen Eingeborenen als Jagd-Begleiter in Höhen von 4000 bis 5000 Metern herumgepirscht. Die Schilderung dieser Streifzüge koloriert in ihrer lebendigen Darstellungskraft überwältigend die unangetasteten Natureinsamkeiten der Täler, Höhen und Pässe. Landschaft, Tiere und Naturgewalten formt die konzentrierte Darstellungskunst zu Bildern unvorstellbarer Gefahren.

Verfasser und Bearbeiter sind in erster Linie Jäger, und die Jagd-erlebnisse geben dem Buche vom ersten bis zum letzten Satz Tempo, Spannung und Plastik. Wer die Darstellungskunst und Erzählungskunst Bergers aus seinen eigenen mannigfachen Jagdwerken kennt, spürt seine stark persönliche Mitarbeit auch an der Gesamtform des vorliegenden Bearbeitungsbandes. Jäger und alle, die dem Geheimnis dieser uralten Passion noch nicht verfallen sind, werden diese Jagd- und Reise-Erlebnisse als ein recht vielseitig anregendes und äußerst spannendes Buch werten. Photographien von selten schön künstlerischer Wirkung verstärken den bleibenden Gesamteindruck der Feküre dieses, auch in bezug auf Ausstattung, recht stattlichen Bandes.

A. A. Siedler



518]

* Ein prächtiges Geschenk für alle Harzfreunde *

HARZBUCH

von

CARL LANGE

mit Offsetschlag u. 18 Steinzeichnungen von Berthold Heilingrath

Preis in Leinen geb. 9 G.-M.

BERLIN NW 7
Dorotheenstr. 65

GEORG STILKE
Verlagsbuchhandlung

„EGEDA“

DIE QUALITÄTSMARKE

Gesetzlich geschützt

424]



ALLEINVERKAUF

STRUMPFHAUS GERSON

DANZIG

- FILIALE -

ZOPPOT, KURHAUS

Soeben erschien bei

Almanach

der
Ostdeutschen Monatshefte

Herausgeber:

Carl Lange, Oliva 6. Danzig

177 Seiten, mit 28 Abbildungen auf
Kunstdruckpapier, steif brosch. 3.— M.

Wenn der Almanach des vergangenen Jahres den Einflüssen, Beziehungen und Wechselwirkungen des Ostens zum ganzen Reich Ausdruck gab, so hat sich das neue Jahrbuch zum Ziel gesetzt, das Einzigartige und Typische der Ostmark, wie es sich in Kunst, Literatur und Technik zeigt, zur Darstellung zu bringen und ein lebendiges Bild zu vermitteln von den wirkenden Kräften der Gegenwart. Es zeigt sich darin, daß nicht nur in der Vergangenheit der Osten berufen war, eine führende Rolle zu spielen, sondern daß er zu allen Zeiten als wesentlicher Zug im geistigen Anblick Deutschlands nicht vergessen werden darf.

Inhalt des Almanachs 1926:
Frank Thieß, Der östliche und der westliche Mensch / Gerda v. Below, Das alte Haus / Friß Braun, Von den Bewohnern des deutschen Ostens / Wolfgang Federau, Vom Geisteserbe der Ostmark / Willibald Dmowski, Liebeslied / Dr. D. Brattke, Von Danzigs Malern der Gegenwart / Charles Etienne, Die Brant / Franz Lüdtke, Jugenderinnerungen an die Weichsel / Willibald Dmowski, Herbstliches Lied / Prof. Dr. Stettiner, Königsberg, der Brückenkopf deutscher Kultur / Franz Lüdtke, Brüder / Friß Rudnig, Der Maler Eduard Bischoff / Walter von Molo, Was gab meinem Vater der Osten / Walter von Molo, Die kulturelle Mission der Waldoper in Joppot / Dr. Walter Medauer, Schlesien, das Literaturland / Paul Zech, Bauer / Max Zan, Der Weg Johann Christian Günthers / Walther Harich, Der Bald / Carl Lange, Einem Verstorbenen / Manfred Sturmann, Elegie an der Küste / Hermann Strunt, Der deutsche Osten im Deutschen Museum in München / Martin Bormann, Ausfahrt / Friß Walter Bischoff, Schneefarm in Maas / Hans Franz, Widua / Armin L. Wagner, Die Mutter / Alfred Bruck, Der Peter

Verlag Georg Stilke,

Berlin NW 7

Neuerscheinungen aus dem Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G.,
München.

Der immer rührige und besonders durch die Herausgabe der Werke von Enrika von Handel-Mazzetti seit Jahren weithin bekannte Verlag Kösel & Pustet, München, hat auch im vergangenen Jahre die deutschen Leser und Bücherfreunde wieder mit einer Anzahl neuer Bücher erfreut, die sich ebenso sehr durch den wertvollen Inhalt wie durch die überaus vornehme und geschmackvolle Ausstattung auszeichnen. Aus der Fülle dieser Neuerscheinungen sei an dieser Stelle auf einige Werke besonders nachdrücklich und empfehlend hingewiesen, deren Anschaffung sicher von niemandem bereut werden wird. Für den Osten von besonderer Bedeutung ist da zunächst der Roman der auch als Mitarbeiterin der Ostdeutschen Monatshefte bekannten Friede H. Kraze „Jahr der Wandlung“ (geh. 3.50 M., in Ganzleinen 5.50 M.). Was uns die Verfasserin, die durch ihre sprachliche Vollendung, durch ihr seltenes Einfühlungsvermögen in die Psyche fremder Menschen, durch ihre Gestaltungskraft und ihre überlegene Weltbetrachtung längst zu einer der bedeutendsten deutschen Dichterinnen unserer Zeit geworden ist, durch dieses Buch geschenkt hat, kann in wenigen Worten nicht hinreichend unterstrichen werden. In diesem Bekenntnisbuch eines haltsichen Künstlers erwacht die Seele der kurischen Landschaft mit der Trauer und den Geheimnissen ihrer unendlichen und schweigenden Wälder, mit der Tragik eines untergegangenen und zerstörten Volkes, dessen Kraft und Sonderheit in seinen fernen Nachfahren nur noch ein verzerrtes Abbild findet, mit den Erlebnis-schauern einer großen und heiligen Einsamkeit. In dem weltabgeschiedenen Buschwächterhaus, in das sich der wunde und weglose Künstler geflüchtet hat, entwickelt sich dann das bange ernste und lächelnd-süße Mysterium der Liebe zu der schönen Lil, entwickelt sich aus dem tragischen Ausgang dieser Leidenschaft die Läuterung des Mannes zum wissenden, leidenden Künstler. —

Von Enrika von Handel-Mazzetti, deren Namen bereits seit mehr als einem Jahrzehnt in die

Literaturgeschichte eingegangen ist, deren Werk aus dem Bild der Dichtung der letzten Jahre nicht ohne Schaden weggedacht werden könnte, erschien der zweite Teil des „Rosenwunders“, die „Deutsche Passion“. Die Dichterin läßt auch in diesem Buche noch kein Anzeichen von Ermüdung und Nachlassen der Kräfte verspüren, und was Berufenere als ich vor langen Jahren über die Handel-Mazzetti ausgesagt haben, kann man vor diesem Meisterwerk aus dem Gebiete des historischen Romans dankbar und erfreut erneut bestätigen. Das „Rosenwunder“ ist ein groß angelegtes und auf insgesamt drei Bände berechnetes Werk, das die Tragödie des unglücklichen Mörders Carl Ludwig Sand zum geschichtlichen Inhalt hat. Der vorliegende zweite Teil — der dritte Band steht noch aus — schildert mit ergreifender Anschaulichkeit und dramatischer Steigerung den Leidensweg der beiden jugendlich-reinen Seelen, des Studenten Carl Sand und der keuschen, schönen und jungen Else Walch von dem Augenblick nach der Ermordung Köghebues bis zu der bitteren Stunde, da der Richter den Weidenstab über dem zum Tode verurteilten Sand zerbricht. Wenn der dritte Teil hält, was die beiden ersten versprechen — woran wir nicht zweifeln — so wird die deutsche Literatur um ein Werk bereichert werden, an dem weder die Freunde und Verehrer der Dichterin, noch die Forscher und Historiker werden vorbeigehen können.

In zweiter Auflage erschien von Roland Betsch „Benedikt Pagenberger“ (geh. 5.50 M., Ganzleinen 7.50 M.), ein ernstkomißer Roman des lebenswürdigen Pfälzer Dichters, der gerade im Begriff ist, sich durch seine Bücher in der Dichtung einen Namen von gutem Klang zu erkämpfen. Liebevoll wird hier der krause Irrweg eines Menschen gezeichnet, der nach mancherlei Wanderfahrten, nach vielen Mißgeschicken und Verwandlungen endlich zu dem Herzen der Heimat, die unser aller Mutter ist, zurückfindet. In der feinen Verschmelzung von Ernst und Humor, von Komik und Tragik, ist dem Dichter da ein echtes deutsches Buch gelungen, nicht ohne tiefere Pro-

S. Plotkin

Danzig, Langermarkt 27-28

Althistorische Weinstuben

*

Caviar-Importhaus

526]

*

Saison-Delikatessen

Ein aussichtsreicher Frauenberuf

ist es, über welchen das für Eltern, Lehrer, Berufsberater und die weibliche Jugend bestimmte Buch: „Die Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendfürsorgerin“ von Margarete Boeder (50 Pfg.) in beratender und umfassender Weise berichtet. Aus dem Inhalt: „Schilderungen dieses eigenartigen Berufes, gesetzliche Bestimmungen, Anstellungsbedingungen, Jugendpflege, Verzeichnis staatlich anerkannter Seminare und Frauenschulen, pekuniäre Aussichten usw.“ Bestellen Sie bei Hermann Pachtel Verlag G. m. b. H., Neu-Finkenkrug bei Berlin.

Persische Flitterwochen

von Wilhelm Litten.

Mit 64 Abbildungen, 5 Schrifttafeln, 6 Karten und genauem Personen- und Ortsregister. Broschiert RM. 13.—, in Leinen geb. RM. 15.—

Während Romane mit einer Hochzeit aufhören, beginnt diese wahrheitsgetreue Erzählung damit. Der Verfasser beschreibt in dem Buche seine eigene Hochzeit in Teheran und seine darauffolgenden Reisen in Persien, Kurdistan, Anatolien, Mesopotanien, Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz, Rumänien und Lettland. Er benutzt die Gelegenheit, um zahlreiche Bemerkungen über die von ihm bereisten Länder und deren Bewohner, sowie über wichtige Tagesfragen einzuflechten. Trotz seines reichen Inhaltes und der eingestreuten Abhandlungen liest es sich von Anfang bis zu Ende so spannend wie ein Roman wegen der reich bewegten Handlung und weil der Verfasser auf Grund eines genau geführten — und geretteten — Tagebuches in gepflegtem Stile, die Einzelheiten mit der plastischen Anschaulichkeit des unmittelbar Erlebten darstellt.

Verlag GEORG STILKE, Berlin NW 7, Dorotheensr. 65

blematik, aber doch letzten Endes heiter und übersonnt, ein lächelnder Kummervertreiber. Und da wir schließlich auch dieses brauchen, die freundliche Hand, die uns mit gütiger Miene die Falten von der Stirn wischt, so seien wir dem Verfasser dankbar für ein Buch, das mit leiser Ironie alles Geschehen zu sanfter Erfüllung fördert und deutet.

Einen ähnlichen Weg geht auch Wilhelm Schussen in seinem Buch „Der abgebaute Osiander“ (geh. 3.50 M., Ganzleinen 5.50 M.). Auch hier wird auf dem dunklen, ernsten Hintergrund der Inflationszeit mit ihren Nöten und Sorgen, mit ihrer Vernichtung zahlloser Existenzen und der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umschichtung ein Menschenweg, ein Menschenschicksal gezeichnet, ganz zart, leicht, wie mit einem feinen Silberstift, das Schicksal eines weglos und hoffnungsarm gewordenen Menschen, dessen Schritte der Dichter, der ihn schuf, mit lächelnd-ernsten Augen verfolgt, den er zwischen Not und Irrtum, zwischen Leidenschaft und Abneigung herumtappen läßt, bis auch ihm der Frieden blüht und das Ausruhen in den Armen eines Weibes, in dem beschwichtigenden Rauschen des Waldes und der Feiertagsstille einer großstadtfernen Landschaft. Einige geschickt eingestreute und sehr zarte, schöne Gedichte erhöhen den Wert des Buches.

Franz Herwig, der starke, aufrechte und männliche Dichter, schenkt uns aus der reifen Fülle seiner harmonisch in sich beruhenden Weltanschauung ein neues Büchlein „Die seine Ingeborg — Jabusch“ (geh. 2.— M., Ganzleinen 3.50 M.). Was hier so besonders stark fesselt und entzückt, ist weniger die spannende Handlung — die fehlt eigentlich in beiden Erzählungen — als vielmehr die köstliche Schilderung einzelner Menschen und Typen, die Beibehaltung einer besonderen und festumrissenen Stimmung. In dieser Kunst ist Herwig ein beachtenswerter Meister, der uns seine Gestalten mit solcher Eindringlichkeit und Deutlichkeit vor Augen führt, daß wir sie schwerlich vergessen werden.

Zum Schluß sei noch einer Neuerscheinung aus dem Reiche der bekannten Hausschatzbücher des Ver-

lages gedacht, nämlich der „Goldgräbergeschichten“ von Francis Bret Harte. Es muß begrüßt werden, wenn diese berühmten Erzählungen aus dem Leben der kalifornischen Goldgräber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier dem deutschen Leser erneut und in geschmackvoller Ausstattung zugänglich gemacht werden. Denn hier handelt es sich nicht nur um irgendwelche Abenteuer-Schicksale, sondern hinter all den Erzählungen steht ein wahrhafter Dichter, der tief in die Seele der Menschen hineinzublicken vermag, der aus allen Schlacken noch lauterer Gold hervorholt und diese Menschen, groß im Haß und groß in der Liebe, wild und böse und doch vielleicht — wenigstens zum Teil — weich und gütig im Grunde ihres Herzens, vor uns hinstellt, sie mit dem Atem des Lebens erfüllt und ihnen einen Abglanz des Ewigen gibt.

Die Reihe der letztjährigen Neuerscheinungen des Verlages ist, wie gesagt, hiermit nicht erschöpft. Ich begnüge mich einstweilen mit diesen Andeutungen, aufrichtig erfreut, einmal ein paar Bücher in die Hände bekommen zu haben, die man ohne Einschränkung loben darf.

Wolfgang Federau

Kürschners Universal-Konservations-Lexikon in einem Bande. 7. Auflage 1926. Ganzleinen 16.— M., Halbleder 20.— M. Das wohlfeilste und inhaltreichste einbändige Lexikon ist soeben in neuer vollständig durchgearbeiteter und bis zur Gegenwart ergänzter Auflage im Hermann Hilger-Verlag zu Berlin erschienen. Jeder, der dies Lexikon durchblättert, muß immer wieder staunen, wie es möglich war, eine solche Fülle von Wissen, Tatsachen und Anschauungen auf allen Gebieten menschlichen Strebens, in diese rund 3000 Spalten einzuschließen. Gerade dies Buch ist bei seinem niedrigen Preis trotz hervorragender illustrativer Ausstattung und Druckes auf holzfreiem Papier, berufen, nicht nur dem Wissenschaftler, sondern allen an sich selbst arbeitenden Menschen zu helfen.

Eichendorffbund. Der Hauptvorstand (unter dem Ehrenvorsitz des Dichters Enkels Karl Freiherrn von Eichendorff)

hat durch Hinzutritt des Breslauer Privatdozenten für deutsche Literaturgeschichte Dr. Hans Heffel eine Erweiterung erfahren. Für den Mitgliedsbeitrag von einer Mark monatlich wird die illustrierte romantische Monatschrift für alle Zweige der Kultur „Der Wächter“ vom Almalthea-Verlag, Wien IV, Argentinierstr. 28, kostenlos geliefert. Mitgliedsanmeldungen nimmt entgegen Universitätsprof. ssor Dr. Wilhelm Kosch, Graz, Waldhof a. d. Ries (Österreich).

Palästina. Einleitung von Sven Hedin. Herausgegeben von Georg Landauer, München 1925. Verlag Meyer & Jessen.

Eine sehr schöne Sammlung von 300 Photos, die dem heutigen Palästina, seinen Städten, seiner Landschaft, seinen den verschiedenartigsten Religionen hingeebenen Einwohnern und ihrer Beschäftigungsart gelten. Wie besonders die vielen im Verlauf der Jahrtausende bis in die Gegenwart entstandenen Baudenkmäler hier endlich einmal übersichtlich zusammengetragen sind, so muß auch die Aufnahme der den einzelnen Religionen zugehörigen Kultstätten — neben dem Islam die Stationen der Via dolorosa, die Klagemauer der Juden und die eigenartigen rituellen Feste der griechisch-orthodoxen Kirche vornehmlich! — als verdienstlich bezeichnet werden. Wenn schließlich noch in einigen Bildern die modernen Bestrebungen der zionistischen Bewegung sichtbar werden, kann man dem Werk, das Sven Hedin mit geographischer, geologischer und kultureller Einsicht einleitend überschaut, nicht den Wert einer musterergütlich durchgeführten Publikation absprechen.

Bratislaven

Wilhelm Kuhnert: „Meine Tiere“. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin. Geb. 24. — M., brosch. 20. — M.

Dieser hervorragend ausgestattete Band über das Radierungswerk des weltbekannten Tiermalers Wilhelm Kuhnert wird der Darstellung der Tierwelt der Tropen und des Nordens ein bleibendes Denkmal setzen. Ganz anders wie Meyerheim u. a. stellte Kuhnert zum ersten Mal das Tier in der Wildnis dar. Er ist somit ein künstlerischer Vorgehalter der Hagenbeck'schen Ideen geworden. Mit Waffe und Zeichnistift in der Hand trat er unter Einsetzung seines Lebens dem

Kurhaus Zoppot

Inhaber:
Paul Köss

HOTEL U. RESTAURANT
I. RANGES

Prachtvolle
Wein- und Bierterrassen mit
Blick auf das Meer

„Sanssouci“

Weinkuppel, Prachtbau im Kur-
hause, in vornehmer, stilvoller
425] Ausstattung

WEINRESTAURANT
Anerkannt erstklassige Küche

Raubtier in der afrikanischen Wildnis entgegen, wie er dies packend und anschaulich in seinem eigenen Erlebnisbuche „Im Lande meiner Modelle“ (Verlag E. A. Seemann) schildert. Der vorliegende Band der Radierungen ist mit einer kunstkritischen Einleitung von f. Meyer-Schönbrunn versehen. Darin wird neben einer sehr tiefseehenden Tierpsychologie vor allen Dingen auf die lebendige, naturalistische Art der Tierdarstellung Kuhnerts hingewiesen, die sich dem Charakter unserer Zeit gemäß allem Spintifizieren fernhält, keine snobistische „Kunst für die Kunst“, sondern volkstümlich im edelsten Sinne vom Eindruck des lebenden Tieres und dem Reichtum der Bewegungen erfüllt ist. Ueber das Technische sagt Meyer-Schönbrunn: „Kuhnert bevorzugt die Technik der kalten Nadel, d. h. auch hier bei der Radierung geht er schon seinem großen Können und seinen Formkenntnissen entsprechend, auf eine Technik aus, die wie die feinsten dem Pulse folgenden Striche des Zeichners jeder Bewegung der zarten Körperl Linie, dem

NEUERSCHEINUNG:

**GEOFFREY
MOSS****DIE
NIEDER-
LAGE**

[584]

AUTORIS. ÜBERSETZUNG
VON E. I. DEVAUXERLEBNISSE EINES
ENGL. OFFIZIERS IM **RUHR-**
GEBIET UND IN BERLIN**1000000 EXPL. IN**
ENGLAND UND AMERIKA
IN KURZEM VERKAUFT!!EIN BUCH VOLL TIEFEM
VERSTÄNDNIS **NOT**
FÜR DEUTSCHE**6 NOVELLEN**VON PACKENDER REALISTIK
U. DRAMATISCH. SPANNUNG**KART. 4.— HALBL. 5.— G. LEINEN 6.—**ZU BEZIEHEN durch
die Bahnhofs- oder andere
Buchhandlungen o. er direkt
• vom**PONTOS
VERLAG**

BERLIN - W 57 - BÜLOWSTR.

vibriertenden Leben seiner Modelle zum Ausdruck verhilft.“ Etwa 130 Abbildungen schmücken das für jedermann bleibend wertvolle Werk in ausgezeichnetem Druck. Ein Verzeichnis des gesamten Radierwerks des Meisters ist dem Buche angehängt. Prof. Dr. L. Heck, der Direktor des Berliner Zoo, gab dem Buche ein würdiges Geleit.

E. Hoze I

Geoffrey Moss: „Die Niederlage“. Pontos-Verlag, Berlin, 1926.

Die Tragödie des entwurzelten, zerrissenen, vererbten und zerrwühlten Deutschland der Nachkriegs- und Inflationsjahre, die Tragödie des besetzten Rhein- und Ruhrgebietes hat der Verfasser, ein früherer englischer Offizier, in sechs Novellen mit ergreifender Wahrheit und künstlerischer Feder gestaltet. Vielleicht geht man nicht zu weit, wenn man behauptet, daß dieses Buch, das kein denkender und fühlender Deutscher ohne tiefe Ergriffenheit lesen kann, ein literarisches Denkmal dieser qualvollen Zeit darstellt, dem wir aus der deutschen Literatur nichts Gleichwertiges zur Seite stellen können. Vielleicht mußte es ein Ausländer sein, der das Trauerspiel dieser deutschen Leidenszeit in seiner Größe und in seiner Entsetzlichkeit erst ganz und völlig erfaßte — weil wir alle, wir Deutschen, viel zu sehr mitten darin standen. So gelang es diesem Engländer mit seinem scharfen und klaren Auge, die Erscheinungen der Zeit einzufangen und sie zu einem Werke zu formen, das auch rein künstlerisch sehr hoch steht, das allen schwammigen Sentimentalitäten weit aus dem Wege geht und eben darum von niemandem trockenen Auges gelesen werden kann. Diese Novellen bilden ein Dokument von bleibendem geschichtlichen Wert, und wir müssen es dem geschickten und verständnisvollen Uebersetzer E. J. Devaux danken, daß er uns ein Werk zugänglich gemacht hat, das in England und Amerika bereits weiteste Verbreitung fand.

Wolfgang Federan

582]

**KAFFEE HAG** COFFEEFREIER
BOHNENKAFFEE

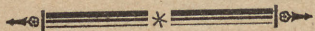
Anker - Drogerie
Parfümerie

PAUL QUESTER

Ostseebad Zoppot

Seestraße 6

Fernspr. 532



Großes

Lager in allen

einschlägigen Artikeln

für Haar-, Mund- u. Hautpflege.

Engros-Lager in Toilette-

und Hausseifen, Farben

und Bürsten-

waren.

[418]

Ostseebad ^[487]
ZOPPOT

Kasino mit Roulette-
und Baccaraspiel

Stadttheater

Konzerte

Wintersport

Eis- und Rodelbahn,
Skigelände mit
Sprungschanzen

Warmbad mit sämtl.
medizinischen Bädern
und Inhalatorium

Kurhaus, Hotels und
Pensionen geöffnet

Die Badekommission.

BORG

Gegründet 1870

Gegründet 1870



**FÜR
QUALITÄT RAUCHER**

Unübertroffen in Geschmack und Aroma ^[506]

August Momber

G. m. b. H.

Gegründ.
1836

Danzig, Dominikswall 9-10

Fernspr.:
123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche : Klubmöbel

Gardinen : Innendekorationen

Betteinrichtungen : Leinenwaren

[485]

Einziges Spezialhaus am Platze

Königl. priv. Marienapotheke
in **DANZIG**

Helligegeistgasse 25, Ecke Ziegengasse

CONRAD KRAUSE

Fernsprecher: 3049 Fernsprecher: 3049

*Laboratorium für
Harnuntersuchung*

*

Medizinalwein

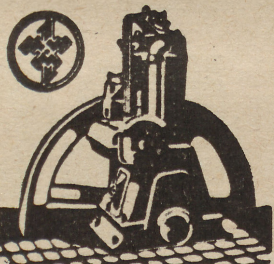
*

Medizin. Seifen

*

Mineralwasser

[505]



Kompressorlose Dieselmotore

**Motoren-Werke
Mannheim A.-G.**
vorm. Benz

Abt.: Stat. Motorenbau

Verkaufsbureau

DANZIG,

419] Pfefferstadt 71

Telefon 885

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[461]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Louis Donsée

Zoppot, Gr. Unterführung

UHREN — OPTIK — GOLDWAREN

Reichhaltiges Lager

[429]

348]

Paul Radtke

Pelzwaren = Mode = Haus

Gr. Wollwebergasse 11 Danzig (Parterre und I. Etage)

Telefon 1914

* Pelzwaren *

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen.

UT - Lichtspiele

Danzig, am Hauptbahnhof



Gute
Musik

Danzigs größtes
und vornehmstes
Lichtspieltheater

*

Ur- u. Erstaufführungen
von Filmen neuester
Produktion

*

Erste
Künstler



Vorführung
4, 6, 8 Uhr

Die UT-Lichtspiele gehören
zum Theater-Kongern der
Universum-Film-Aktiengesellschaft „Ufa“ Berlin, die
über rund 120 Theater mit
ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

[138]

Entzückt ist jede Dame
über

Nestle's
Dauerwellen

Ausschließliche Ausführung

Haar-Körner

Danzig, Kohlenmarkt 18/19

= Telephon 2279 =

Broschüre gratis!

[133]

WITT & SVENDSEN

G. • M. • B. • H.

FABRIK UND GROSSHANDLUNG
LANDWIRTSCHAFTLICHER
MASCHINEN UND GERÄTE
EISENGIESSEREI

472]

STOLP ❖ DANZIG
PLATENHOF - TIEGENHOF

M. A. Hasse Nachf.

Danzig

Zigarren- u. Tabak-Fabriken



Kontor:

Altstädt. Graben 4/6

Tel. 856

Fabrikation:

Weidengasse 35/8, Tor 4
(Gewehrfabrik)

501]

Tel. 5514

463]

Restaurant**3 JUNKERHOF 3**

Inhaber:

Fellx Peter * Danzig * Jopengasse 16

Telefon 5198

Molkerei Gustav Wrobel**Ostseebad Zoppot * Am Markt 4-5**

454]

Telefon: 58

Fabrikate in Butter und Käse**:: aus eigenen Molkereien ::****Zoppot * Putzig * Schoeneck * Liniewo.****Bäckerei und Konditorei**

von

FRITZ WENZEL**Zoppot, Gr. Unterführung 2****empfiehlt täglich frische Brötchen u. Kuchen****Spezialität: Berliner Schrippen**

[423]

Kurt Kessler**FABRIK FEINER LIKÖRE****ZOPPOT, POMMERSCHE STRASSE Nr. 36****Telefon 92, Telegrammadresse: KURT KESSLER****Spezialitäten:****Danziger Liköre / Zoppoter Edelkorn / Zoppoter blttr Tropfen****Abteilung II:****Autogarage * Benzin und Oelstation**

[247]

DER NEUE-GEIST VERLAG, LEIPZIG, KÖNIGSTRASSE 10

SCHRIFTEN VON **MAX SCHELER**

DIE URSACHEN DES DEUTSCHENHASSES

Broschiert M. 3.—

DER GENIUS DES KRIEGES UND DER DEUTSCHE KRIEG

Broschiert M. 5.—, gebunden M. 7.50

KRIEG UND AUFBAU

Broschiert M. 5.—, gebunden M. 7.50

VOM UMSTURZ DER WERTE

In zwei Bänden / 2. Auflage

Broschiert M. 12.—, gebunden M. 17.—

VOM EWIGEN IM MENSCHEN

in zwei Halbbänden

Broschiert M. 15.—, gebunden M. 20.—

SCHRIFTEN ZUR SOZIOLOGIE UND WELTANSCHAUUNG

I. MORALIA (IN EINEM BAND)

II. NATION UND WELTANSCHAUUNG (IN EINEM BAND)

III. CHRISTENTUM UND GESELLSCHAFT (IN ZWEI BÄNDEN):

I. KONFESSIONEN

II. ARBEITS- UND BEVÖLKERUNGSPROBLEME

Jeder Band broschiert M. 5.—, gebunden M. 7.50

In wenigen Wochen gelangt zur Ausgabe:

SOZIOLOGIE DES WISSENS

*Zu beziehen durch alle in- und ausländischen Buchhandlungen
Verlangen Sie Verlagsverzeichnisse*

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg. März 1926 Nr. 12

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Oberbürgermeister Dr. Dr. h. c. Lohmeyer: Königsberg i. Pr., mit Bildern	1191
Freih. Rudnig: Dankgebet	1195
Dr. W. Gaerte: Königsberg in vorgeschicht- licher Zeit, mit Bildern	1196
Alfred Hein: Bruchstücke einer Gedanken- reihe „Leben und Rhythmus“	1205
Dr. Karl Heinz Elafen: Schloß Königsberg im Mittelalter, mit Bildern	1206
Freih. Rudnig: Seltene Nacht	1217
Eduard Anderson: Die städtische Gemälde- galerie zu Königsberg, mit Bildern	1218
Privatdozent Dr. Erich Jenisch: Die Königs- berger Kunstakademie, mit Bildern	1225
Martin Bornemann: Goethebund-Jubiläum	1231
Dr. Ludwig Goldstein: Inschriften für den Königsberger Handelshof	1237
Eugen Kalkschmidt: Der alte Janis	1238
Gertrud Liebisch: Spuk	1245
Freih. Rudnig: Gebet	1245

Rundschau:

Vaul Michert: Wie Königsberg entstand	1246
Architekt Kurt Fried: Die städtebauliche Ent- wicklung der Stadt Königsberg	1248
Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann: Die Königsberger Stadtbibliothek	1250
Marie Schempp: Aus Königsbergs musi- kalischer Vergangenheit	1253
Privatdozent Dr. Erich Jenisch: Die Königs- berger Mundart	1256
Kopernikus: Helle Wege	1257
Aus der Literatur über Königsberg	1258

Buchbesprechungen 1260—1267

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW 1, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2
Telefon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Anzer, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Estland durch Ktze & Ströhm,
Reval, für Lettland, durch Gustav Löffler, Riga.
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Gold-
mark, für Danzig 1.60 Gulden.

Dresdner Bank
in

Danzig

Langermarkt 12/13

400]

Unverlangte Manuskripte

*werden nicht angenommen.
Jedem Brief und jeder
Einsendung ist Rückporto
beizulegen. Der Raum ist
durch einen bestimmten
Mitarbeiterkreis und durch
Sonderhefte festgelegt. Ein
Beantworten von Briefen ist
nur in Ausnahmefällen, aus
Zeit- und Sparsamkeits-
rücksichten, möglich. Die
Verantwortung für nicht
angeforderte Manuskripte
wird abgelehnt.*

Verlag und Schriftleitung

Danziger Bank
für Handel und Gewerbe
 Aktiengesellschaft
 Langenmarkt 30
 mit
Depositenkasse Zoppot
 Markt 3

442]



Aktienkapital und Reserven
 G. 2 000 000.—



Ausführung aller bankmäßigen
 Geschäfte

Die

Hansa-Bank

Aktiengesellschaft

DANZIG, Brotbänkengasse 43

hält sich zur Erledigung
 sämtlicher bankgeschäftlichen
 Transaktionen bestens
 empfohlen

162]



Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postscheckkonto:

Danzig Nr. 1158

Stettin Nr. 12060

Commerz-u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14



Telegrammadresse: Hanseatic

Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

253]

DANZIGER GOLDWASSER

Kurfürstlicher Magen

529]



DANZIGER * LIKÖRE

Julius von Götzen A.-G., Danzig 4

Deutsche Zweigfabrik: Elbing, Gymnasiumstrasse 3

Ostdeutsche Bernstein-Industrie M. Frieße

Danzig

G. m. b. H.

Königsberg Pr.

Fabrikation von Bernsteinwaren aller Art

Danzig

Königsberg Pr.

Telegr.-Adr.: Bernsteinfrieße Danzig

Fabrik u. Kontor: Jopengasse 64

Fernruf: 2372 u. 80

Telegr.-Adr.: Bernsteinfrieße Königsbergpr.

Fabrik und Kontor: Magisterstraße 45

Fernruf: 7285

Verkauf u. Ausstellungsraum Zeughauspassage

[427]

Wilhelm Bodtke

Fleischermeister

[445]

ZOPPOT, Danziger Straße 3

Tel.: 38

Tel.: 38

WURSTWAREN

nach pommerscher
und thüringer Art

Soeben erschien der

Almanach der Ostdeutschen Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

127 Seiten, mit 28 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, fleiß broschiert 2.— Mark.

Wenn der Almanach des vergangenen Jahres den Einflüssen, Beziehungen und Wechselfwirkungen des Ostens zum ganzen Reich Ausdruck gab, so hat sich das neue Jahrbuch zum Ziel gesetzt, das Einzigartige und Typische der Ostmark, wie es sich in Kunst, Literatur und Technik zeigt, zur Darstellung zu bringen und ein lebendiges Bild zu vermitteln von den wirkenden Kräften der Gegenwart. Es zeigt sich darin, daß nicht nur in der Vergangenheit der Osten berufen war, eine führende Rolle zu spielen, sondern daß er zu allen Zeiten als wesentlicher Zug im geistigen Antlitz Deutschlands nicht vergessen werden darf.

Inhalt des Almanachs 1926:

Frank Ehsch, Der östliche und der westliche Mensch / Gerda v. Below, Das alte Haus
Fritz Braun, Von den Bewohnern des deutschen Ostens / Wolfgang Federau, Vom
Geisteserbe der Ostmark / Willibald Omantowski, Liebeslied / Dr. D. Brattskoven,
Von Danzigs Malern der Gegenwart / Charles Etienne, Die Braut / Franz Lüdke,
Jugenderinnerungen an die Weichsel / Willibald Omantowski, Herbstliches Lied / Prof.
Dr. Stettiner, Königsberg, der Brückentopf deutscher Kultur / Franz Lüdke, Brüder
Fritz Rudnig, Der Maler Eduard Bischoff / Walter von Molo, Was gab meinem
Vater der Osten / Walter von Molo, Die kulturelle Mission der Waldoper in Poppel
Dr. Walter Medauer, Schlesien, das Literaturland / Paul Zech, Bauer / Max Tau,
Der Weg Johann Christian Günthers / Walther Harich, Der Wald / Carl Lange,
Einem Verstorbenen / Manfred Sturmann, Elegie an der Küste / Hermann Strunk,
Der deutsche Osten im Deutschen Museum in München / Martin Bormann, Ausfahrt
Fritz Walter Bischoff, Schneesturm in Alaska / Hans Frank, Lidwina / Armin
L. Wagner, Die Mutter / Alfred Bruch, Der Peter

Verlag Georg Stilke,

Berlin NW 7

„DREI LILIEN“

[508]

Parfümerie - KunstgewerbeDANZIG,
Langgasse 17-18KÖNIGSBERG,
Kantstraße 15**ERSTES HAUS AM PLATZE**

für

Parfümerien und || Feine Toiletteseifen
Toilette - Artikel || Kosmetische Artikel

Kristall (Baccarat, Val St. Lambert)

Kunstporzellane

Feine kunstgewerbliche Erzeugnisse

Lederwaren * Handtaschen * Reiseartikel
Feinste Offenbacher und Wiener Modelle

Technische Hochschule Danzig

564] Die Einschreibungen für das Sommersemester 1926 finden vom 1. April bis 30. April 1926 statt. Angehörige fremder Staaten (außer Deutschland und Polen) haben Aufnahmegesuche 4 Wochen vor Beginn der Einschreibefrist einzureichen. Beginn der Vorlesungen gegen den 25. April 1926. Programmversendung gegen Einsendung von 1 Danziger Gulden außer Porto. Anrechnung von Semestern und Prüfungen an deutschen Hochschulen unverändert wie bisher.

J. H. JACOBSON / DANZIG

P A P I E R -
GROSSHANDLUNG
EXPORTHAUS

SCHREIB- U. ZEICHENMATERIAL
SPEZIALGESCHÄFT FÜR BÜRO-
MÖBEL / „DANZIGER POST-
FEDER“ RÖDERTÄLWERKE
„TRIUMPHATOR“- RECHEN-
MASCHINE „URANIA-VEGA“
RECHNENDE SCHREIBMASCHINE

550]

BRUNO BLASCHY

MODERNE PHOTOGRAPHIE
Prämiert auf Fachausstellungen
Porträts, Vergrößerungen
Industrieaufnahmen
Paßaufnahmen

[549

DANZIG

jetzt nur: Dominikswall 1, part.

FERNRUFNUMMER 7696

Das ABC der farbigen Architektur

Mit 20 farbigen Tafeln nach Grundskizzen des Verfassers. / In Ganzleinen geb. RM. 15.—
von **Hermann Phleps.**

Dieses Buch bringt eine reiche Zahl der verschiedensten Bemalungsarbeiten, von der Wandfläche anfangend bis zum Straßenbild, die in der Mehrzahl auf historische Vorbilder zurückgehen. Damit will der Verfasser nicht eine Sendung von Motiven bringen, die man als Musterkarte zum Abzeichnen benutzen soll, sondern auf die einfachen Hilfsmittel hinweisen, mit denen man in der guten Zeit der Architektur ausgezeichnete Wirkungen hervorzurufen verstand.

STADTBANK

Königsberg Pr.

[484]

gleichzeitig

Geschäftsstelle Königsberg der Girozentrale (Kommunalbank)
für die Ostmark

Für alle Einlagen bei der Stadtbank haften unbeschränkt die Stadtgemeinde Königsberg und der kommunale Spar- und Giroverband für die Ostmark

C E N T R A L E :

Kneiphöfische Langgasse 60 . Fernspr.-Nr.: 10000-10009

Depositenkasse Hufenallee:

Hufenallee 44/46 . Fernspr.-Nummer: Hindenburg 21693

Depositenkasse Königstraße:

Königstraße 44 Fernsprech-Nummer: 5500

Depositenkasse Münchenhof:

Altstädtische Langgasse 4/6 . Fernsprech-Nummer: 8854

Depositenkasse Ostmesse:

Handelshof/Hansaring . Fernsprech-Nummern: 923, 6500

Depositenkasse Schlachthof:

Aweider Allee 94/104 Fernsprech-Nummer: 7965

Depositenkasse Steindamm:

Steindamm 130/31 Fernsprech-Nummer: 3276

Prompte Ausführung aller bankgeschäftlichen Aufträge

Günstige Zinssätze . . . Kulante Bedingungen



Briefmarken!

Preisliste kostenlos.

Auswahlen in Altdeutschland – Europa – Übersee.

Berliner Marken- und Ganzsachenhaus BERLIN W 8, Friedrichstraße 83 O.

KREDITBANK IN DANZIG A.-G.

DANZIG / BROTBÄNKENGASSE NR. 37

441]

E R L E D I G U N G
SÄMTLICHER BANKGESCHÄFTE

TELEPHON 780, 5610 / TELEGRAMM-ADRESSE: KREDA
GIRO-KONTO: BANK VON DANZIG NR. 46 / POSTSCHECK-KONTO 41

VOLKS- HOCHSCHULE



MONATSSCHRIFT
FÜR DIE LEBENSFRAGEN
DER GEGENWART

Schriftleitung:
NICOLAUS HENNINGSSEN
Hamburg 26

Schritt für Schritt
erobert sich die Zeit-

schrift Boden. Trotz

der „schlechten

Zeiten“? Ja! weil

sie sich vom Äußeren

der Welt nicht blen-

den läßt, sondern

den Menschen und

Dingen ins Innere

schaut. Damit weckt

sie auf und führt zu-

sammen, ohne faule

Kompromisse und

Vertuschungen.

[562

Probeheft vom Verlag gegen Voreinsendung von Rmk. 0,50

VERLAG KONRAD HANF
HAMBURG 8 / Postscheck-Konto 67005

Grünfeld



Grünfeld-Wäsche

ist die billigste Wäsche

weil sie die Eigenschaften der guten Grünfeld-Wäsche aufweist.
Haltbarer Stoff. Hervorragender Schnitt. Erstklassige Arbeit.

Taghemd Nr. 1001 DR. M. 4.35 Besond. weit M. 4.80	Beinkleid Nr. 1001 DR Geschloss. Form M. 4.65 Besonders weit . M. 5.60	Nachthemd Nr. 1001 DR M. 7.— Besonders weit . M. 8.50	Hemd- beinkleid 5.90 Nr. 1001 DR unt. mit 2 Knöpfen Gr. 42, 44, 46, 48	Leibchen- Unterrock 7.90 Nr. 1001 DR Gr. 42, 44, 46, 48.
---	---	---	---	--

Die Hauptpreisliste Nr. 224 S über Wäsche jeder Art
(mit 2000 Abbildungen) wird auf Wunsch zugesandt.

Landeshuter Leinen-
und Gebildweberei

F. V. Grünfeld
Berlin W 8, Leipziger Strasse 20-22

Größtes Sonderhaus
für Leinen u. Wäsche

Zweigniederlassung: **Köln, Krebsgasse.** * Fabrik: **Landeshut (Schlesien).**

- Erbitte Angabe
- a) Oberweite
 - b) Taillenweite
 - c) Hüftenweite



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 DANZIG HUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH-UND STEINDRUCKEREI**

**AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART**

Soeben erschien:

**Schriftenreihe der „Preussischen Jahrbücher“
Nr. 20**

Notizen zur neueren spanischen Literatur

von

Hermann Bahr

Steif broschiert 3.- M.

Die verwickelte seelische Struktur dieses Landes erschließt sich in der einzigartigen Studie dem divinatorischen Blick des Dichters und schöpferischen Kritikers in unvergleichlicher Weise. Man wird diesen Essay Hermann Bahrs zu den klassischen Arbeiten über Spanien zählen müssen.

Georg Stille, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7

**„Sport und Gesundheit“ * „Ich
helfe Dir“ * „Für die Familie“ * „Zu-
friedenheit“ * „Nach der Arbeit“**

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit **KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ** der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Kreis Marienburg, Marienwerder
u. die Grenzmark Posen-Westpreußen

EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9

Seeben erschien:

Das neue Aufwertungsrecht

nebst praktischen Beispielen, Formularen für die notwendigen Anmeldungen,
einer Tabelle der einzuhaltenden Fristen und ausführlichem Sachregister

Gemeinverständlich dargestellt:

von

DR. RADEMACHER

Mitglied des Reichstages und
des Aufwertungsausschusses

unter
Mitwirkung
von

DR. A. PHILIPP

Mitgl. d. Reichstages u. Vorsitzen-
der des Aufwertungsausschusses

Umfang XVI u. 332 Seiten

Preis M. 4.50

Die neuen Aufwertungsgesetze werden in den weitesten Kreisen der Bevölkerung besonderem Interesse begegnen. Die Entwicklung des Aufwertungsrechts und die Schwierigkeit des Gegenstandes bringen es mit sich, daß die Fassung des Gesetzes nicht so allgemeinverständlich ausfallen kann; daß sie von jedem Laien ohne Beratung verstanden und auf seinen Sonderfall angewendet werden kann. Deshalb ist das Erscheinen dieser gemeinverständlichen Darstellung zu begrüßen. Das Buch ist kein Kommentar, es wird vielmehr, nach Materien geordnet, die große Fülle der durch das Gesetz geregelten Einzelfälle so zu ordnen suchen, daß auch der Laie seinen Fall leicht findet. Jeder soll aus dem Buch feststellen können, wie für ihn — mag er Gläubiger oder Schuldner sein — die Regelung ausgefallen ist und was er zu tun hat, um seine Rechte zu sichern. Die Darstellung ist zu diesem Zwecke

mit Beispielen aus dem täglichen Leben

belegt. Die Verfasser gelten als besondere Kenner des Aufwertungsrechts und sind an der Entstehung des Gesetzes hervorragend beteiligt.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7